

Kapitel 5

Schwerer Neuanfang vor der Ausreise

Wir freuten uns über jeden, der zum Erlöser kam, der einen Bund mit Gott schloss und zur Gemeinde und zu den Erlösten hinzugefügt wurde. Christus sagte, als er zum Vater ging: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“ (Joh. 14,2). Uns war bewusst, dass Gott uns die Erlösten, die er zur Gemeinde hinzufügte, anvertraute, damit wir uns um sie kümmerten. Wir stellten auch Anträge und wussten, dass der, der diese Worte gesagt hatte, auch hier auf der Erde die Kraft hat, uns einen Ort zum Versammeln zu geben, damit noch viele zu ihm kämen. Im Jahr 1981 erfuhren wir nach vielem Anträgestellen, dass wir das Grundstück für den Bau des Bethauses anscheinend nicht bekommen würden. Wir berieten uns und kauften das Haus von J. Fischer, um sofort mit dem Bau anfangen zu können, sobald wir die Erlaubnis hätten.

Aus der Aufzeichnung vom 22. Februar 1982 im Tagebuch geht hervor, dass wir wegen unserer Anträge schon das fünfte Mal nach Orenburg zum Bevollmächtigten des Rats für religiöse Angelegenheiten gefahren waren, ganz abgesehen von den unzähligen Besuchen beim Bezirksexekutivkomitee und bei den örtlichen Behörden. Wir erbaten vom Bevollmächtigten die Erlaubnis, das Baumaterial schon jetzt im Winter vorzubereiten, und erklärten ihm, dass es im Sommer schwerer werden würde, an das Material dranzukommen, und das Allerwichtigste: im Sommer wären wir alle mit den Feldarbeiten beschäftigt. Wir rechneten fest damit, die Erlaubnis zum Bauen zu bekommen. Am 24. Februar war eine Gemeindemitgliederversammlung, in der wir alles detailliert bekanntgaben.

Und sofort beschlossen wir einstimmig, mit dem Geldsammeln anzufangen. Wenn man hier in Deutschland einem Finanzexperten erzählen würde, wie wir das Geld sammelten, so würde er sich wirklich sehr wundern. Wir wählten einen Kassenwart. Zu ihm nach Hause sollte jeder das Geld bringen, jeder so viel wie er konnte und auf dem Herzen hatte. Jeder brachte das Geld, wann es ihm gerade passte, und alle wussten, dass in der Küche des Kassenwärts eine Einkaufstasche war, in die das Geld hineingelegt wurde. Der Kassenwart selbst war dabei nicht anwesend, aber er leerte die Tasche von Zeit zu Zeit. Das war das Geld für den Bau. Er wusste nicht, wieviel Geld in der Tasche war, und er gab es in der Regel nur an einen einzigen Menschen weiter, an den Bauleiter, und zwar soviel, wie dieser brauchte und führte darüber streng Buch. Es wurde alles aufgeschrieben. So beendeten wir den Bau und nahmen bis zum Schluss das Geld aus dieser Tasche, wie aus einer nicht versiegenden Quelle. Bei uns in der Gemeinde wurden überhaupt keine Opfer im Sinne einer Kollekte gesammelt. An der Tür hing ein Kästchen für die Opfer. Dieses wurde von einer speziellen Kommission geleert, die streng darüber Buch führte. Man muss sagen, dass es im Haus Gottes immer genug „Speise“ gab, das heißt es gab genug Geld für die Notleidenden und für die Nöte der Gemeinde. Wir wurden gelehrt, dass alle Worte der Bibel lebendig und mächtig und gleich wichtig seien. Es ist dort gesagt, dass der, der kärglich säe, auch kärglich ernten werde. Als Ackerbauern verstanden wir das sehr gut.

Nach der Mitgliederversammlung fühlten sich alle sehr ermutigt. Obwohl es noch keine Erlaubnis gab, waren alle bereit zu handeln. Sofort am nächsten Tag wurde ein Lastwagen nach Orenburg geschickt. Dort kaufte man zehntausend Ziegel und Tausende Meter Rohre und brachte sie sofort mit. Am Sonntag, den 28. Februar, mobilisierte Abram Block alle, und man brachte 47 Tonnen Zement mit, denn in den Bezirk war ein Waggon Zement geliefert worden. Später sagte man über uns, wir hätten uns die ganze Jahresration Zement unter den Nagel gerissen, die im Bezirk für den privaten Hausbau vorgesehen war. Wir alle wussten, dass man das Material mitnehmen musste, so lange es etwas gab, denn später hätte man es nirgendwo mehr kaufen können. Damals war es leider nicht so, dass man das Baumaterial dann kaufte, wenn man es brauchte. Man

kaufte es dann, wenn die Gelegenheit günstig war, und so viel, wie man bekam. Dadurch gab es zusätzliche unnötige Probleme. Das ganze Material musste irgendwo gelagert werden. Im gegebenen Fall wurde ein Teil davon auf verschiedenen Höfen verteilt. Es wurde in Orenburg auch eine Waggonladung Holz gekauft und mitgenommen, dieses wurde neben unserem Elternhaus zu großen Stapeln aufgeschichtet. Alles Volk zeigte einen ungewöhnlichen Eifer. Jeder beschaffte Material und arbeitete mit, wo er nur konnte. Obwohl es noch keine offizielle Baugenehmigung gab, glaubten und vertrauten die Menschen Gott, arbeiteten und gaben Opfer. Es ist verwunderlich, dass unsere Quelle in der Tasche (das Geld) nicht versiegte, egal welche Summe wir ihr auch entnahmen. Das Baumaterial durfte nur von Privatpersonen gekauft werden, und man versuchte, Belege für alles mitzunehmen.

Nach der Mitgliederversammlung wurde beschlossen, dass unser Ältester Abram Neufeld und ich nach Moskau fahren sollten. Man musste die Anträge etwas beschleunigen, denn bei uns im Gebiet schickte man uns nur von einer Instanz zur nächsten. In Moskau wurden wir vom Hauptinspektor für Angelegenheiten der Mennoniten aus dem Ministerrat der UdSSR empfangen. Er sprach höflich mit uns und machte uns Hoffnung, er versprach, unser Anliegen zu unterstützen. Wir waren so ermutigt, dass wir auf dem Rückweg ohne umzusteigen sofort bis Orenburg fuhren und zum Bevollmächtigten gingen und ihm eilends unsere Lage erklärten und ihm sagten, dass man uns auch in Moskau Unterstützung versprochen habe. Auch der Bevollmächtigte versprach wieder, dass unser Anliegen bald positiv entschieden würde. Wir, die Verantwortlichen, waren dann aber doch sehr beunruhigt darüber, dass sich unser Antrag auf Baugenehmigung so lange hinzog, denn unsere Stapel mit Baumaterial wuchsen und wurden immer mehr. Aber wir gingen das Risiko ein, denn wir wussten, dass man es im Sommer nirgendwo bekommen konnte, und außerdem wäre es sehr schwer geworden Transportmittel dafür zu bekommen. Ich dachte mehr als einmal, was wohl unsere Regierung von uns halten möchte? Wir hatten noch keine Erlaubnis, aber bei uns wuchsen die Berge an Baumaterial. Scheinbar half es beim Antragstellen, dass die Regierung unsere Entschlossenheit sehen konnte. Man erinnerte sich dort anscheinend noch daran, dass wir unser vorheriges Haus auch

im Geheimen gebaut hatten. Unsere örtlichen Behörden hatten es nicht einfach mit uns. Denn in der ganzen Sowjetzeit hatte es hier im Orenburger Gebiet so etwas nicht gegeben, dass jemand für einen zweiten Bau eines Bethauses offen Anträge stellte.

Am 6. März wurde ein Auto nach Nowotroizk geschickt. Für uns war es eine große Entfernung, mehr als 300 Kilometer, und dann auch noch im Frühling, zu einer Zeit, in der die Straßen anfingen aufzuweichen. Man musste sich beeilen, so lange die Flüsse um Susanowo herum noch kein Hochwasser führten. Das Auto wurde zur Erkundung losgeschickt, damit man durch die Brüder aus Orsk und Nowotroizk Ziegel beziehen konnte, denn hier im Bezirk und auch in Orenburg konnten wir nur einen vollen Laster auf einmal beziehen, was viel zu wenig war. Die Brüder aus Nowotroizk kamen mit einer freudigen Nachricht: sie hatten durch viele Brüder 25.000 Kalksandsteinziegel beziehen können. Und nun gab es eine schwierige Aufgabe zu lösen – wie sollte man sie von dort herübertransportieren? Es waren nämlich insgesamt 25 große Lastwagen. Dazu musste man noch die große Entfernung bedenken und den baldigen Frühlingsbeginn. Wir hatten bis dahin immer die Fahrzeuge im Namen von Privatpersonen oder privaten Bauherren geliehen, die gerade ihre Häuser bauten. Sie bekamen die Fahrzeuge von der Kolchose, aber auch nicht immer. Nun war es uns unangenehm, die Laster auf ihren Namen zu erbitten, denn sie waren froh, wenn sie ein Transportmittel für sich selbst bekamen. Im Namen der Gemeinde konnten wir nicht fragen, denn es gab noch keine offizielle Genehmigung. Wir überlegten lange, beteten und suchten nach einer Lösung, was wir jetzt machen sollten. Spät abends fuhr ich noch zu Abram Block. Er und ich fällten dann die Entscheidung, früh am nächsten Morgen zum Kolchosevorsitzenden zu fahren und ihn um Transportmittel zu bitten, komme, was da wolle.

Früh morgens kamen wir zum Büro, um als erste ohne Zeugen zum Vorsitzenden hineinzukommen, aber das klappte nicht. Er schimpfte schon am frühen Morgen einen der Spezialisten aus. Wir machten uns große Sorgen und beteten im Stillen, aber je länger wir warteten, desto mehr Menschen kamen ins Sprechzimmer. Mit jeder Minute kam mehr Volk herein – es wurden geschäftliche Fragen entschieden. Abram Block und ich saßen am Rand, und wir entschieden für uns selbst, dass es jetzt

sinnlos sei, eine Diskussion zu führen. Ich sagte zu ihm, dass wir vielleicht besser später, nach der Arbeitsaufteilung, hineingehen sollten. Wir brauchten die Fahrzeuge sehr bald, in der Nacht zum Samstag, uns war bewusst, dass es mitten in der Woche mit den Transportmitteln noch schwieriger wäre, vor allem, da der Frühling nah war. Ich ging in ein leeres Zimmer, setzte mich hin und fing an, in der Dunkelheit nachzudenken und intensiv zu Gott um den Ausgang dieser Situation zu beten. Während ich noch betete, hörte ich, wie auf dem Flur mein Name laut gerufen wurde. Es war Abram Block, der im Besprechungszimmer des Vorsitzenden sitzen geblieben war und mich nun suchte und in jedes freie Zimmer schaute. Als er mich fand, sagte er: „Geh, der Vorsitzende ruft dich. Er fragt, was du wolltest und warum du rausgegangen bist.“ Ich ging also hinein und wusste überhaupt nicht, was ich sagen sollte und blieb in der Tür stehen. Mir gegenüber saß am Ende des langen Besprechungszimmers ganz wichtigerisch der Vorsitzende. Zu beiden Seiten saßen an der Wand entlang die Spezialisten der Kolchose auf bequemen Stühlen, etwa 30 Personen, die mich auch wie auf Kommando anschauten, weil der Vorsitzende mich laut ansprach: „Was ist das Anliegen?“ Ich antwortete, dass ich ein persönliches Anliegen hätte. „Na“, sagte er, „wenn es ein Geheimnis ist, dann können wir auch hinterher reden“, und schaute auf die vielen Menschen im Zimmer. Wenn ich mich so an die Situation erinnere, kommen mir die Worte Christi ins Gedächtnis: „Sorgt euch nicht darum, wie oder womit ihr euch verantworten oder was ihr sagen sollt.“

Als der Vorsitzende ausgesprochen hatte, antwortete ich ihm: „Ich habe kein Geheimnis, nur eine große Bitte. Ich brauche Fahrzeuge, am besten so viele wie möglich. Wir haben in Nowotroizk Ziegel bekommen, und in Orenburg konnten wir keine Autos bekommen, aber die Ziegel müssen irgendwie hierher gebracht werden.“ „Gut“, sagte der Vorsitzende, „du kannst erstmal gehen. Wir werden hier entscheiden.“ Ich ging in ein anderes leeres Zimmer, es war ja früh, und alle saßen im Büro des Vorsitzenden, und ich jubelte und lobte Gott in meinem Herzen, er hatte uns geholfen!

Nach einiger Zeit kam Georg Peters aus dem Büro des Vorsitzenden heraus, der in der Kolchose die Position des Ingenieurs inne hatte und

gleichzeitig unser Dirigent war. Er brachte die Erlaubnis mit, viele Transportmittel zu nehmen: zwei Kirowez-Traktoren, zwei KAZ-Fahrzeuge mit langen Sattelschleppanhängern und vier SIL-Laster mit Anhängern. Das war nichts anderes als die Hilfe und das Eingreifen des Allmächtigen, aber gleichzeitig wurden auch die Stärke unseres Glaubens und unsere Bereitschaft zur Hingabe geprüft. Die Fahrzeuge waren bis zum späten Freitagabend im Einsatz. Sie alle mussten vorbereitet werden, damit man in der Nacht zum Samstag losfahren konnte. Man musste auf den Höfen noch Benzin für die Fahrzeuge zusammensuchen, denn zu der Zeit war das Benzin überall ziemlich knapp. Wir hatten uns, als wir um die Fahrzeuge bateten, verpflichtet, selbst für Benzin zu sorgen. Im Dorf hatte üblicherweise jeder noch seinen eigenen Vorrat, denn die Tankstelle war im Bezirk, und jeder, der zum Tanken in den Bezirk fuhr, brachte für sich unbedingt noch Vorrat mit. Georg Peters und Block fuhren noch spät abends nach Chutorka, um einen Anhänger für ein Fahrzeug zu erbitten und ihn für die weite Fahrt vorzubereiten.

Mit den Kirowez-Traktoren war es etwas schwieriger, weil sie normalerweise vor Ort oder auf dem Feld arbeiteten. Die Anhänger dafür waren, besonders für so eine weite Fahrt, überhaupt nicht ausgerüstet, vor allem wollten wir an den Kirowez-Traktor von Johann Wiebe gleich zwei Anhänger anhängen, ähnlich einem Zug. Auf den einen Anhänger konnte man 16 Tonnen laden und auf den anderen neun Tonnen. Das war eine riesengroße Hilfe, dass auf diese Weise gleich 25 Tonnen verteilt waren, aber man musste hier zuerst einmal die Elektrik, also die Blink-, Rück- und Bremsleuchten, reparieren, damit man überhaupt durch die Stadt fahren konnte. Der zweite Kirowez-Traktor kam erst bei Einbruch der Nacht von der Arbeit zurück. Jakob Wieler musste noch zur Nachbarbrigade fahren, um einen Anhänger abzuholen. Dieser war in einem katastrophalen Zustand: abgesehen von einigen kleineren Reparaturen musste man die Elektrik vollständig erneuern. Wir schickten alle Fahrer schlafen, und wir selbst, ein paar andere Brüder und ich, arbeiteten bis zum Morgen an den Transportfahrzeugen, denn man wollte schon am frühen Morgen losfahren, damit man noch vor der Dämmerung durch Orenburg durchfahren konnte. Unsere Befürchtungen waren nicht umsonst. Die Verkehrsmiliz wollte den schweren Kirowez-Traktor mit seinen zwei

Anhängern zuerst nicht durch die Stadt fahren lassen, aber später wurde der Traktor in Orenburg durchgelassen. Die Fahrzeuge kamen am nächsten Tag zurück. Sie wurden gemeinsam abgeladen. Alle waren sehr froh. Ein Fahrzeug aus dem Bezirk, das von Peter Kehler gefahren wurde, fuhr noch einmal zurück, um den Rest zu holen. Wir warteten den ganzen Tag angespannt auf die Kirowez-Traktoren. Der Kirowez-Traktor war ursprünglich als Militärschleppfahrzeug gebaut worden und später fand er in der Landwirtschaft Verwendung. Schon spät am Abend, zum Ende des Sonntagabendgottesdienstes hin, kam die Nachricht, dass die Kirowez-Traktoren angekommen seien, aber die Fahrer hätten es nicht riskieren wollen, mit einem so großen Gewicht, sogar mit Überlast, über die wackelige Brücke zu fahren. Sie hatten sich entschieden, über das Eis auf dem Fluss zu fahren (im Sommer konnte man von Wassiljewka zur dritten Abteilung an einer flachen Stelle den Fluss durchqueren). Aber jetzt hatte es ein Unglück gegeben – der schwere Traktor war eingebrochen, das angetaute Eis hatte ihn nicht tragen können.

Wir riefen einige Brüder, die wir brauchten, unbemerkt aus dem Gottesdienst heraus und schickten unseren Transportfahrzeugen die zwei größten Raupenschlepper T-4 mit Seilen entgegen und zwei Bulldozer und eine gewisse Anzahl Männer. Ungeachtet dessen, dass es schon Nacht war, arbeiteten alle mit großem Enthusiasmus – man stemmte das Eis mit Brechstangen auf, hackte die Seile immer wieder neu fest, und zog letztendlich den schweren Transporter an das glatte, abschüssige Ufer. Noch in derselben Nacht wurde der ganze Transporter entladen, und alle 25.000 Kalksandsteinziegel für das zukünftige Bethaus wurden akkurat aufgestapelt. Zum Montagmorgen waren, wie durch ein Wunder, alle Menschen und Maschinen wieder an Ort und Stelle bei ihrer Arbeit. Der Enthusiasmus versiegte nicht.

Man kann hier nicht alle unsere Abenteuer aufzählen. Wir bezogen noch viele Male gebrannte Ziegel, mal aus Pokrowka, mal aus Orenburg. Manchmal musste ich nachts mit Ersatzreifen losfahren, und manchmal mussten Georg Peters und ich David Block und Willi Dick Ersatzteile bringen, um ihnen mit den Fahrzeugen zu helfen.

Dass der Eifer wuchs, machte sich nicht nur praktisch bemerkbar. Unsere Gottesdienste wurden regelrecht aufgerüttelt, es war, als wären sie le-

bendiger geworden. Die beiden Chöre vereinigten sich, und die Dirigenten fingen verstärkt an, neue Lieder für die Einweihung vorzubereiten.

Es war auch ermutigend, dass viele Gemeinden, die davon gehört hatten, dass wir ein neues Bethaus bauen wollten, uns Geld dafür spendeten. All das war für uns nichts anderes als der Wille Gottes, dass das Bethaus gebaut werden sollte. Anfangs wollten wir uns etwas ganz bescheidenes aufbauen, aber dieses Unternehmen erreichte bald viel größere Ausmaße. Vor uns taten sich überall ganz weit neue Türen und Möglichkeiten auf. Was auch immer wir unternahmen, es fiel uns alles zu, wir mussten nur tüchtig anpacken und durften nicht faul sein.

Hunderte von Menschen waren bereit zu helfen, sogar aus weit entfernten Städten. Die Leute bezogen Material auf ihren Namen und taten alles, was sie konnten. Unsere Kolchoseleitung half uns sehr mit Transportmitteln, was wir auch immer ganz genau mit der Kolchosekasse abrechneten. All das konnte man nicht anders nennen als Hilfe aus Gottes Hand. Solche Zeiten dienten uns in schweren Tagen, denen wir entgegengingen, immer als Ermutigung. Je größer das Ausmaß der Vorbereitungen wurde, desto beunruhigter waren wir Verantwortlichen. Wir mussten ständig telefonieren und noch öfter in den Bezirk oder in die Gebietsstadt fahren. Wir wurden von einem Ort zum nächsten geschickt, und keiner konnte sich entschließen, uns die Genehmigung zu geben, wir wurden ganz im Gegenteil ganz plötzlich bei der Vorbereitung des Baumaterials gestoppt. Der Vorsitzende weigerte sich strikt, uns in Zukunft weiterzuhelfen und sagte sehr bedeutungsvolle und schwerwiegende Worte: „Zeigt mir die Genehmigung, und ich werde genug Mut und Macht haben, um euch zu helfen.“

Im Bezirk sagte man uns, anstatt uns die Genehmigung zu geben, dass man am Samstag zu uns zum Gottesdienst kommen und schauen würde, ob wir überhaupt ein neues Bethaus bräuchten. Das wiederholte sich einige Male. Natürlich war das eine Enttäuschung. Wir hatten schon Berge von Baumaterial vorbereitet, und die Regierung wollte sich von der Notwendigkeit eines neuen Hauses überzeugen. Hier muss man anmerken, dass Gott uns so zeigte, dass wir einfach nur Menschen sind. Es muss nur ein Versagen oder etwas Ungünstiges passieren, und schon lassen viele die Glaubenshände sinken. Wahrscheinlich geschieht so etwas genau

deshalb, damit jeder sehen kann, wo er selbst steht. In solchen Fällen werden sehr bald die Nörgler offenbar. Genauso erhoben auch bei uns einige Brüder ihre Stimmen, sagten, dass wir alles falsch gemacht hätten, und sie verurteilten sogar die Dirigenten und Chorsänger dafür, dass diese so früh angefangen hatten, sich auf die Einweihung vorzubereiten, dass sie angefangen hatten, einheitliche Kleidung vorzubereiten, um damit bei der Einweihung zu stehen und Gott zu verherrlichen. So kann man ein und dieselbe Sache ganz verschieden beurteilen.

Andere betrachteten alle Ereignisse als Sache des Glaubens, schließlich hatten wir ja angefangen zu beten und beschlossen Anträge zu stellen, weil es eine große Not gab und zu wenig Platz, und deswegen bereiteten wir bei grimmiger Kälte und Schneesturm und ohne Schlaf und Ruhe das Baumaterial vor. Unsere Quelle war der Schlüssel, das Geld in der Einkaufstasche wurde nicht weniger. Die Menschen opferten voller Glauben für das Haus Gottes.

In den Baujahren erinnerten wir uns mehr als einmal an das Volk Israel, das über den Jordan gehen sollte. Die Leviten mussten zuerst ins Wasser hineintreten, erst dann teilte sich das Wasser des Jordans. Das war eine Sache des Glaubens. Oder König David, der leidenschaftlich gerne ein Haus für Gott bauen wollte. Gott erlaubte es ihm wegen der vielen Kriege, die er seinerzeit geführt hatte, nicht, aber er bereitete fleißig Baumaterial für das Haus Gottes vor, das er aus vielen umliegenden Ländern bekam, und Gott segnete das. Wir sahen die Vorbereitung des Baumaterials auch als nichts anderes als den Segen von oben.

Die Monate vergingen. Wir hörten nicht auf Anträge zu stellen. Wir nahmen uns sogar während der Aussaat, in der stressigsten Phase, Zeit, um zu den Behörden zu fahren. Das Interessante war, dass wir nichts planen konnten. Wir stellten nur die ganze Zeit Anträge auf Baugenehmigung. Von den Abmessungen des Hauses war noch gar keine Rede. Wir fanden es logisch, dass wir ein größeres Haus brauchen würden, und dass wir zuerst die Erlaubnis bekommen müssten, und dann könnten wir über die Abmessungen reden. Und davon, Pläne aufzustellen, ohne überhaupt die Abmessungen zu kennen, konnte nun erst recht keine Rede sein.

Eines Abends im Mai kam Nechrapow aus dem Bezirksexekutivkomitee zu uns, er war unser Sachbearbeiter. Er sagte, er wolle den Platz

sehen, an dem wir das Bethaus zu bauen gedachten. Wir führten ihn in die Dorfmitte, wo wir das Haus mit dem Garten gekauft hatten, denn man hatte uns zuvor gesagt, wir würden kein neues Baugrundstück bekommen. Nechrapow blieb nicht einmal stehen, sondern ging einfach auf der Hauptstraße weiter. Wir verstanden, dass man uns in der Dorfmitte, und dann auch noch in der Nähe des Kolchosebüros, keinen Platz geben würde, um das Bethaus dort zu errichten. Er führte uns über eine Querstraße in Richtung Süden zum Neubaugebiet. Ich betete im Stillen: „Herr, bestimme du den Ort und führe unsere Schritte dorthin.“ Als ich so in mir seufzte, überlegte ich angestrengt, wie ich die Beamten zum Stehen bringen und ihre Aufmerksamkeit auf das brachliegende Grundstück zwischen den Gärten auf einer Anhöhe lenken konnte. Das Grundstück war wie eine Müllhalde, voll mit alten Wagen und Mähdreschern aus einem Pferdestall, der hier irgendwann einmal gestanden hatte. Daneben gab es einige Silagegruben, Viehgehege, einen Außenkeller und viel anderes Zeug auf dem Grundstück meines Vaters.

Wir gingen weiter bis zur Molodjoschnaja-Straße, einer Parallelstraße, und blieben stehen. Nechrapow schaute traurig die Straße entlang, wahrscheinlich konnte er sich nicht vorstellen, wie man hier dieses ungewöhnliche Gebäude unterbringen sollte. Da zeigte ich vorsichtig auf die alte, brachliegende Müllhalde, an der wir soeben vorübergegangen waren: „Und wie wäre es hier? Hier wird sowieso niemand bauen.“ Alle schauten sich um, als ob sie diesen Platz zum ersten Mal sähen. Mit Nechrapow waren noch einige Männer mitgekommen und mit mir waren Abram Block und mein Vater Nikolai Dick. Mein Vater stimmte sofort zu: „Das ist gar kein Problem, wir räumen den ganzen Müll fort und unsere Viehgehege und die ganze Wirtschaft.“ Nach kurzem Nachdenken sagte Nechrapow zu mir: „Macht einen Lageplan vom Dorf, und dann kannst du ihn mir morgen vorbeibringen.“ Nach diesem Besuch und nach der Übermittlung des Plans hörten wir lange nichts mehr. Wir wollten auch niemandem lästig werden, aber die goldene Sommerzeit verging. Bauen konnte man praktisch nur in den zwei Sommermonaten vor der Ernte, und während der Ernte konnte man nicht einmal daran denken – bis zum Spätherbst waren alle mit der Feldarbeit beschäftigt.

4. Juni, Triumph – die Genehmigung ist da!

Es war das Jahr 1982. Am 4. Juni wurden wir zum Bezirksexekutivkomitee bestellt. Wir fuhren voller Sorge und Unruhe wieder dorthin. Was würde sich die Regierung dieses Mal wieder ausdenken? Hier kannten uns schon alle. Die Sekretärin empfing uns freundlich wie immer. Einige schauten uns, als wir im Empfangszimmer saßen, mit merklicher Missgunst an, und andere ermutigten uns mit fröhlichem Übermut: „Richtig so! Wenn schon kämpfen, dann richtig!“

Im Sprechzimmer von Nechrapow saßen wir still da, bis er Zeit für uns hatte. Plötzlich hob er den Kopf und sagte laut und in ungewohnt fröhlicher Stimmung: „Nun Männer, fangt an das Grundstück abzustechen!“ Und mit offensichtlichem Vergnügen fügte er freudig hinzu: „Ihr habt 350 Quadratmeter Fläche.“ Wir beide saßen stumm da, wie erstarrt, und wussten nicht, was wir antworten oder denken sollten, wir sahen ja die ungeheuchelte Freude, mit der Nechrapow uns diese Nachricht mitteilte. Man sah, dass es sein Herzenswunsch war, und nun war ihm auf einmal ein schwerer Stein vom Herzen gefallen. Dann fragte ich endlich bei ihm: „Ist das die Gesamtfläche mit allen Nebenräumlichkeiten zusammen?“ „Nein“, sagte er, „das ist euer Saal, und ihr könnt noch ein Drittel der Fläche zusätzlich für Nebenräume rechnen.“ Das bedeutete, es waren knapp 500 Quadratmeter.

Wir gingen schweigend aus dem Sprechzimmer hinaus. Uns fehlten einfach die Worte, um etwas zu sagen, wir schauten einander nur mit stummer Begeisterung an. Mir hatte unser Ältester Abram Neufeld oft sehr leidgetan. Wie oft hatte ich ihn nach seiner Nachschicht abgeholt, und er war vor Müdigkeit fast umgefallen, wenn wir in Sprechzimmern saßen oder unterwegs waren. Er war krank und wartete ungeduldig auf die Rente, er arbeitete als Nachtwächter. Wir setzten uns ohne viele Worte ins Auto und fuhren weg, in die Tiefe des Waldes. Wir hatten den starken Wunsch, Gott zu loben und ihm zu danken. Auf den Knien im dichten Wald schütteten wir unsere Begeisterung und unsere Dankbarkeit vor dem Allmächtigen aus. Niemand von uns hatte von der Fläche geredet oder darum gebeten, das hatten wir Gott überlassen. Er hatte die Behörden günstig gestimmt, so dass sie uns diese Fläche gaben. Dieser Faktor

war später unsere Ermutigung und Stütze und unsere Rechtfertigung vor kleinmütigen Leuten.

Wir würden jetzt sagen, dass man bei einem normalen Verlauf der Dinge die ganze Angelegenheit einem Architekten und einem Statiker übergeben müsste, die das Projekt einige Monate planen würden. Die Rede war hier von einem großen öffentlichen Gebäude, aber damals dachte niemand an so etwas. Bei uns auf dem Land wurde das von niemandem praktiziert. Auch Nechrapow kam es nicht in den Sinn, über irgendwelche Planungen oder Baupläne zu reden. Er war froh, dass diese Angelegenheit endlich entschieden war und sagte einfach: „Fangt an, das Grundstück abzustechen.“

Er war auf jeden Fall froh, wie wir auch, sonst hätte er uns nicht am Freitag zu sich bestellt, um uns die Neuigkeit mitzuteilen, wenn er uns doch anwies, wegen der Dokumente für die Genehmigung am Montag vorbeizukommen. Uns reichte das, denn das Wort des Bezirksexekutivkomitees war Gesetz. Am Wochenende mussten wir uns nun maximal darauf konzentrieren, wie wir die ganze Sache mit Verstand angehen sollten. Bevor Hunderte von Menschen zur Baustelle zum Arbeiten kämen, musste man nicht nur wissen, wie das Fundament unter einem Gebäude mit einer Fläche von fast 500 Quadratmetern verlaufen würde, man musste auch wissen, wie der Saal, das Gebäude selbst und das Dach aussehen würden. Wir mussten auch den ganzen Arbeitsablauf organisieren und Absprachen für die Technik treffen. Für den Anfang musste man Hunderte Tonnen Schotter und Steine holen. In allem und überall waren wir abhängig von der Hilfe der Kolchose, da der Großteil von uns dort arbeitete.

Wir teilten alle Arbeitsfähigen auf fünf Brigaden auf. Die erste Brigade sollte von vier oder halb fünf Uhr morgens bis acht Uhr morgens arbeiten. Dann mussten sie alle zu ihrer eigentlichen Arbeit. Am nächsten Tag blieben sie zuhause, und an ihrer Stelle trat die zweite Brigade an. Jede Brigade bekam einen Verantwortlichen. Sie mussten sich beim Arbeiten abwechseln, so dass sie jeden zweiten Tag arbeiteten. Die dritte Brigade musste nach der Arbeit von etwa sechs bis zwölf Uhr nachts arbeiten. Am nächsten Tag blieben sie zuhause und wurden von der vierten Brigade abgelöst. Auch sie arbeiteten immer jeden zweiten Tag. Die fünfte Brigade

musste tagsüber kommen. Das waren Leute, die in der Viehwirtschaft arbeiteten und mit ihrer Arbeit nur morgens und abends beschäftigt waren. Die Arbeit auf dem Bau musste praktisch fast rund um die Uhr laufen.

Uns war bewusst, dass wir ständig Hilfe von der Kolchoseleitung wegen der Nutzung der Transportmittel brauchen würden. Es kam der Vorschlag, das Stellen der Anträge unseren Veteranen Peter Ens und Jakob Wiebe zu übergeben. Peter Ens war sein Leben lang Buchhalter in der Kolchose gewesen und Jakob Wiebe hatte große Autorität als Mechaniker der Brigade. Unsere Rentner gingen einmal zum Vorsitzenden mit einem Antrag, aber der erkannte die Autorität unserer Veteranen nicht an. Sie erzählten nie, warum sie ohne Erfolg zurückgekehrt waren und auf welche Weise der uns schon bekannte Vorsitzende Tschurjak ihnen die Absage erteilt hatte. Wir behilligten unsere Rentner nie wieder und regelten alles während der Arbeitszeit.

In diesen wenigen Tagen mussten einige Fragen dieser Art und noch viele andere geklärt werden. Vor allem musste man das Projekt innerhalb weniger Nächte durchplanen. Auf der zukünftigen Baustelle wurde noch nicht gearbeitet, wir nahmen uns nicht einmal den Müll vor. Es wurde entschieden, einen Dankgottesdienst zu feiern und Gott um Segen für den Bau zu bitten, bevor man überhaupt etwas anfasste.

Der Gottesdienst war sehr feierlich. Er wurde mit einem Vers aus Esra 6, 3 eröffnet: „...das Haus Gottes in Jerusalem wieder aufzubauen als eine Stätte, an der man opfert, und seinen Grund zu legen...“ Alle Predigten und der Chorgesang waren auf das gegebene Thema abgestimmt und verherrlichten Gott.

In diesen Tagen saßen wir angestrengt an den Zeichnungen, denn am Montag um fünf Uhr morgens sollte die Arbeit richtig losgehen – Markierungen mussten gesetzt und das Grundstück abgestochen werden. Wir gingen sehr praktisch an das Projekt heran, wir wussten, dass für den Saal 350 Quadratmeter unbedingt nötig wären, damit das Gebäude möglichst breit würde. Bei unseren örtlichen Möglichkeiten lag die Begrenzung in den Abmessungen der Decke. Wir hatten keine Möglichkeit, lange Querbalken zu bekommen. Zuerst rechneten wir mit einer Breite von zwölf Metern, dann wäre der Saal aber zu lang geworden. Wir blie-



Abram Neufeld eröffnet den Dankgottesdienst zum Beginn des Bethausbaus. Im alltäglichen Leben war er schweigsam und bescheiden, aber auf der Kanzel war er in seinem Element und predigte das Evangelium mit Kraft und Vollmacht. Hinter der Kanzel sitzen sein Bruder Jakob, Peter Grunau, Jakob Letkemann und David Dick.

ben dann bei 14 Metern Breite und 25 Metern Länge. Die restliche Fläche sollte an der Giebelseite angebaut werden.

Die erste Woche – Baubeginn

7 Juni, Montag. Es wurde gerade erst hell. Der übliche Rhythmus des erwachenden Dorfs wurde durch das Heulen der Anlasser und der anspringenden Traktormotoren gestört. David Wiebe kam mit einem Frontladegabel-Traktor und Peter Wiebe mit einem Traktor mit Anhänger. Die Leute kamen zusammen. Heinrich Janzen kam mit einem Bulldozer. Und nun ging die Arbeit richtig los. Man musste die Müllhalde von all dem Müll und dem vielen Schrott befreien, der sich über die Jahrzehnte angesammelt hatte. Besonders viel Arbeit gab es damit, die Wirtschaft meines Vaters zu verlagern – er hatte Teile des Gehöfts großmütig



Der Stogomjot-Traktor räumt Müll fort. David Wiebe ist sehr früh angekommen.

für den Bau abgetreten, denn das Gebäude, das hier entstehen sollte, war riesig. Wir engten die Wirtschaft meines Vaters ein und verlagerten sie näher zum Haus und in den Garten auf der anderen Seite vom Haus.

Es wurde viel gelacht und gespaßt, vor allem als der Überbau über dem Sommerkeller abgerissen wurde. Die Hühner stoben, da sie so viele Menschen und so viel Technik auf einem Haufen sahen, mit lautem Gackern nach allen Seiten auseinander. Der Vater machte Scherze, als er die Hühnereier aufsammelte und sie seinem jüngsten Sohn Nikolai weiterreichte. Wir waren mit dem Abmessen beschäftigt und engten sie immer mehr ein. Die Eltern mussten ein gutes Stück Garten und eine ganze Reihe Johannisbeersträucher opfern. Wir scherzten, dass es jetzt weniger Arbeit geben würde, schließlich wären wir Kinder ja jetzt aus dem Haus. Wir selbst gerieten in Bestürzung, als wir die Fläche unseres zukünftigen Gebäudes *in natura* sahen. Wir mussten auch den anderen Nachbarn einengen, was uns sehr unangenehm war. Ich ging zu ihm hin, um mit ihm zu besprechen, dass wir im Herbst seinen erlittenen Schaden wieder gutmachen würden, denn er hatte schon Kürbis im Garten



Vor dem Abriss des Stalls und des Kellers und der anderen landwirtschaftlichen Bauten gibt Vater Nikolai Dick seinem Sohn mit vielen Scherzen die gerade gelegten Hühnereier.



Eine Gruppe von Männern versetzt den Schweinestall



Im Hintergrund: Peter Wiebe fährt Müll mit einem Traktoranhänger weg.

Gleichzeitig wird der Gebäudegrundriss abgemessen. Im Vordergrund rechts: der Verantwortliche für den Bau Johann Janzen. Neben Janzen arbeitet Peter Prieß. Links im Bild – Jakob Wiebe setzt den ersten Pflock.

gepflanzt. Wir bewegten unsere Rollbandmaße hin und her und versuchten, das künftige Gebäude richtig zu platzieren. Ich wurde plötzlich von Angst befallen. Mir als Verantwortlichem war bewusst, dass diese ganze Fläche auch noch bebaut werden musste. Das bedeutete, dass eine Menge Baumaterial angeschafft werden musste und dass es unendlich viel Arbeit geben würde. Einige Brüder standen bei uns und schauten in die Ferne, um das andere Ende des zukünftigen Gebäudes zu sehen, und ich fragte sie wegen der Abmessungen, aber ein Dutzend Stimmen sagte: „Auf keinen Fall verkleinern, diese Fläche hat uns Gott selbst nach seinem Willen gegeben, das haben wir uns nicht selbst ausgedacht. Wenn Gott gibt, dann sollen wir das annehmen und nicht die Hände zurückziehen.“ Ich war ermutigt und froh über die Entschlossenheit der Brüder.

Wir mussten uns mit dem Abmessen beeilen, denn abends sollten Dutzende Menschen zum Arbeiten kommen. Als J. Janzen und ich die letzten Markierungen setzten, entschieden wir uns, das Gebäude nun

doch um ein paar Meter zu kürzen, aber nur zugunsten der Nebenräume. Wir nahmen nicht ein Drittel dafür, wie uns erlaubt worden war, denn dafür hätte der Platz nicht gereicht. In diesem Fall hätte man auch noch die Garage meines Vaters abreißen müssen, und es wäre alles viel zu nah am Haus gewesen.

Nach der anstrengenden und verantwortungsvollen Arbeit am Morgen gingen wir alle zu unseren Arbeitsplätzen, um uns abends wieder zu treffen. Nach der Arbeitseinteilung in der Brigade fuhr ich wieder bei unserem Ältesten Abram Neufeld vorbei. Wir mussten noch in den Bezirk fahren und die schriftliche Genehmigung abholen. Wir warteten, bis die Dokumente getippt waren und machten uns damit sofort auf nach Orenburg, um sie dem Bevollmächtigten vorzulegen. Er war nicht da, aber seine Sekretärin nahm das Dokument an sich und sagte, sie würde es dem Bevollmächtigten zeigen. Wir waren sehr besorgt darüber, dass wir das Dokument dort lassen mussten. Wir brauchten es noch, um es dem Vorsitzenden zu zeigen, denn sonst würden wir all die Technik nicht bekommen können, die wir in dem Moment so dringend brauchten. Morgens benutzten wir sie auf eigene Verantwortung. Abends schickten wir Transportfahrzeuge los, um Steine für das Fundament zu holen. Tagsüber wurden Brüder losgeschickt, um auszukundschaften, wo man Stein abbauen konnte. Diese schwere und verantwortungsvolle Arbeit nahm Peter Rempel auf sich.

Und nun eilten wir nach Hause, bedrückt und beunruhigt von der Verantwortung für die angefangene Arbeit. Nach einem Schweigen sprach Abram einen sehr wertvollen Gedanken aus: „Wenn wir gewusst hätten, dass wir ohne alles bleiben, dann wären wir natürlich zuerst nach Hause gefahren und hätten dort allen das Dokument gezeigt, und morgen hätten wir es nach Orenburg gebracht, aber das würde auch nicht bedeuten, dass die Sache für uns besser ausgegangen – denn



Peter Rempel, der die allerschwerste Arbeit und Verantwortung für den Steinabbau auf sich nahm

Gottes Wege sind nicht unsere Wege.“ Wir schöpften wieder Mut und erinnerten uns, dass im Bezirksexekutivkomitee doch mehrere Exemplare getippt worden waren. Es war schon Nachmittag, und wir gaben unwillkürlich Gas und beeilten uns, im Bezirk Nechrapow noch anzutreffen. Zu unserem Glück war er da. Er gab uns gerne noch ein Exemplar, wies uns aber an, dieses beim Dorfrat abzugeben.

Wir waren zufrieden und fuhren nach Chutorka zum Vorsitzenden, aber wir fanden ihn dort nicht und fuhren los, um ihn auf den Feldern zu suchen. Wir wollten ihn so bald wie möglich treffen, um am selben Tag noch mit dem Steintransport anzufangen. Nach einer langen Verfolgung fanden wir ihn auf den Feldern von Jagodnoje. Tschurjak war allein, er fuhr langsam. Für gewöhnlich wurde er von einem Chauffeur gefahren, aber jetzt sah man, wie er die Weite der Felder genoss, wo auf beiden Seiten gesunder Weizen wuchs, durch den ein warmer Wind strich. Die untergehende Abendsonne unterstrich das satte Grün der grenzenlosen Getreidefelder. Ich war froh, dass wir den Vorsitzenden zwischen den Feldern antrafen, denn wir wussten, wie gut und geschickt die Felder bearbeitet waren und dass es unmöglich war, sich nicht zu freuen und die sorgfältige Arbeit der Ackerbauern nicht zu sehen. Im Namen dieser Ackerbauern wollten wir uns an den Vorsitzenden wenden, denn uns war bewusst, wie wichtig das Wohlwollen der Menschen war, von denen wir abhängig waren. Man muss nur an die 1960er Jahre denken, als bei den Gerichtsverfahren sogar Kollegen schrien: „Man sollte sie erschießen!“ Nun sahen wir, dass Nechrapow vom Bezirksexekutivkomitee froh war, dass unser Anliegen positiv entschieden war. Jetzt wandten wir uns an Tschurjak, der uns irgendwann gesagt hatte: „Zeigt mir die Genehmigung, und ich werde genug Mut und Macht haben, euch zu helfen.“ Hätte er sich aus persönlichen Gründen geweigert uns zu helfen, hätte ihn keine Macht zwingen können, das doch zu tun.

Wir zeigten ihm also die Genehmigung. Er überflog kurz das Dokument. Es kränkte mich sogar ein wenig, dass er diesem langersehnten Dokument so wenig Bedeutung beimaß. „Na“, sagte er, „das ist doch gleich eine andere Sache.“ Wir batte ihn sofort um Hilfe. Wegen der Traktoren besprachen wir, die Fragen direkt vor Ort zu klären, und ich wollte im-

mer alles notieren, damit wir regelmäßig am Ende des Monats die Kosten für den Transport bezahlen konnten.

Am selben Tag, der reich an Ereignissen war, an dem wir so eine große Entfernung zurückgelegt und so viele wichtige Besuche gemacht hatten, kamen wir endlich nach Hause. Nach der Arbeit wurden ein Kirowez-Traktor mit Anhänger und noch einige andere Traktoren losgeschickt, um Steine zu holen. Es fuhr auch eine Vielzahl von Menschen dorthin, um die Steine abzubauen und zu verladen. Die Arbeit lief bis spät in die Nacht. Man arbeitete in Tolkatschi, der am weitesten entfernten Brigade – es waren etwa 20 Kilometer. Zuhause war die Arbeit in vollem Gange. J. Janzen organisierte die Arbeit und konnte gerade rechtzeitig Befehle erteilen. An diesem Abend kamen Hunderte von Menschen zum Arbeiten, deswegen war große Aufmerksamkeit nötig, damit nichts falsch lief. Hier lasen wir auch die langersehnte Genehmigung laut vor. Es herrschte eine gesegnete und gehobene Stimmung. Niemanden interessierte seine Schicht, alle waren einfach zum Arbeiten gekommen. Als es dunkel



Die Leute graben mit Freude die Gräben für das Fundament.
Gleichzeitig werden Steine gebracht.

wurde, hatte sich unser Bau in Berge von frisch ausgehobener Erde verwandelt. Zu später Stunde kamen einige Senioren und Frauen, um sich unsere Arbeit anzuschauen, und sie wunderten sich sehr über die riesige Baufläche. Sie fingen sofort an, logisch zu argumentieren: „Wie und wann wollt ihr das alles bauen?“ Es gab auch noch andere Stimmen: „Wozu so ein großes Haus? Warum wollt ihr den Bogen so überspannen?“ Sie bekamen sofort dieselbe Antwort, wie sie am Morgen beim Abmessen gekommen war: „Diese Fläche haben wir bekommen, und jetzt können wir nicht einfach die Hände zurückziehen, wenn man uns etwas gibt, und dann zu nachlässigen und faulen Sklaven werden.“

Zu dieser späten Stunde kam Abram Block zurück, den man losgeschickt hatte, um eine neue Schaufel für den Bagger zu besorgen. Wir hatten nicht erwartet, dass man per Hand so viel Erde fortschaufeln konnte. Er war sogar gekränkt, dass er den ganzen Tag herumfahren müssen, bis er eine Schaufel aufgetrieben hatte, und nun hatten wir schon alles ausgegraben.

8. Juni – zweiter Bautag. Wie versprochen, fuhren wir wieder nach Orenburg. Dieses Mal fanden wir dort nicht nur den Bevollmächtigten Judin vor, sondern auch den Inspektor für Angelegenheiten der Mennoniten vom Ministerrat der Sowjetunion aus Moskau. Ihn hatten wir nicht erwartet, wir dachten nur, dass wir wahrscheinlich eine ganz wichtige Sache ins Rollen gebracht hätten. Sie ermutigten uns und sagten, dass wir anfangen könnten zu bauen, machten uns aber auch darauf aufmerksam, nur Material zu nutzen, das in Ordnung war, im Sinne von legaler Anschaffung. Zum Abschied drückten sie uns die Hände und sagten: „Frohes Schaffen!“ Nach so vielen Fahrten fuhren wir das erste Mal glücklich fort. Und mit Recht – solche hohen Leute ermutigten uns zum Arbeiten und Handeln, und von Moskau aus sagte man uns: „Die Dokumente schicken wir später.“

Am zweiten Tag schien es, als arbeiteten die Leute auf dem Bau noch motivierter. Einige Dutzend Menschen bauten ständig Steine ab. Peter Rempel und seine Mannschaft machten unermüdlich ihre Arbeit, denn sie wussten, je mehr Steine es für die tiefen Fundamente geben würde, desto weniger Beton würde benötigt. Die Steine wurden an verschiedenen Orten gesammelt und dann zum Bau gebracht. Die Leute, die tags-



Die Baugräben werden immer tiefer,
aber die Leute arbeiten mit Freude

über nicht arbeiten mussten, hoben fleißig die Baugräben weiter aus. Der Großteil der Leute arbeitete abends von 18 oder 19 Uhr bis zwölf Uhr nachts. Über die ganze Länge wurden Gräben von mehr als 1,6 Metern Tiefe ausgehoben und am Kanzel- und Chorenende, wo es einen Keller geben sollte, eine Grube von mehr als 2,5 Metern Tiefe. Es wurde beschlossen, weiterhin von Hand zu graben. Erstens war schon mehr aus die Hälfte ausgegraben, und zweitens wurden die Gräben so gerader. Der Bagger hätte große Kuhlen ausgeschlagen, und man hätte mehr Beton gebraucht.



Ausgehobene Erde wird weggefahren, gleichzeitig
werden Steine und Schotter angeliefert



Neben anderen Arbeiten werden die Baugräben für das Fundament betoniert

An diesem Tag waren die Baugräben fertig. Es waren mehr als hundert Kubikmeter Erde ausgehoben worden.

9. Juni – dritter Tag. Wir ordneten die Brigaden nach Schichten. Zwei Kirowez-Traktoren wurden geschickt, um Kies zu holen, und es wurden vier Lastwagen erbeten. Im Steinbruch hatten wir speziell einen Bagger dafür gemietet, dass dieser uns bis spät abends die Transporter beladen konnte. Auf der Baustelle wurden sofort zwei Betonmischer angeschlossen, die fast rund um die Uhr Beton mischen sollten. Gleichzeitig warfen die Leute immer wieder die angelieferten Steine in die Gräben. Und man hörte auch nicht auf, Steine zu liefern.

10. Juni – vierter Tag. Die nächste Brigade setzte vom Sonnenaufgang die Betonierarbeiten fort, genauso auch tagsüber. Die letzte Brigade betonierte bis zwölf Uhr nachts. Viele kamen, obwohl sie zuhause hätten bleiben können. Darum konnten wir auch weiterhin ununterbrochen Steine abbauen und sie zur Baustelle transportieren. Zugleich wurde auch immer wieder ein wenig Kies gebracht. Das setzte sich auch am fünften Tag fort.

12. Juni. Wir hatten schon sechs Tage durchgearbeitet und eine gewaltige Arbeit geschafft. Zeitweise schien es, dass die Baugräben wie ein Fass ohne Boden waren und wir sie einfach nicht gefüllt bekamen. Die Leute arbeiteten beharrlich, fast alle kamen in beiden Schichten, weil sie wollten, dass das Fundament fertig würde und man es mit Beton zugießen und am Samstag ein Fest feiern könnte, weil das Fundament fertig wäre, so wie Israel irgendwann das Fundament für den Tempel gelegt und Gott die Ehre dafür gegeben hatte. Es war schon eine Woche vergangen, seit wir den Baubeginn gefeiert hatten, und nun würden wir wieder feiern, weil das Fundament für das Haus Gottes gelegt war! Welch ein Segen! Eine Woche nach der anderen gab es Feste... Aber dazwischen lag eine gewaltige Arbeit, sicher wäre so ein Tempo auf Dauer nicht auszuhalten. Und all das neben unserer Arbeit in der Produktion, wo wir einander jeden Tag daran erinnerten, uns besonders zu bemühen, damit es keine Vorwürfe von Seiten der Regierung gäbe.

Am Samstag beendeten wir die Arbeit gegen neun Uhr abends. Alle gingen aufgereggt und froh nach Hause, um sich zu waschen und um-



Eine Verschalung für den Sockel des Fundaments wird aufgebaut.
Sofort hinterher wird der Beton gegossen. Gleichzeitig wäscht
eine andere Brigade die ganze Zeit den Schotter.

zuziehen. Die vergangenen Tage hatte man immer bis Mitternacht gearbeitet, und nun gingen alle froh daran, Gott die Ehre dafür zu geben, dass das Fundament gelegt war. Der feierliche Gottesdienst begann mit dem majestätischen Gesang des Chors und mit gemeinsamem Lob des Allmächtigen. Nach diesem sichtbaren Erfolg und Segen wollten alle Gott preisen. Danach folgte eine Lesung aus der Heiligen Schrift, aus Esra 3, 10-11: „Und als die Bauleute den Grund legten zum Tempel des HERRN, stellten sich die Priester auf in ihren Amtskleidern mit Trompeten und die Leviten, die Söhne Asaf, mit Zimbeln, um den HERRN zu loben nach der Ordnung Davids, des Königs von Israel. Und sie stimmten den Lobpreis an und dankten dem HERRN: Denn er ist gütig, und seine Barmherzigkeit währt ewiglich über Israel. Und das ganze Volk jauchzte laut beim Lobe des HERRN, weil der Grund zum Hause des HERRN gelegt war.“ Noch viele andere Worte und feierliche Lieder gab es bei diesem Gottesdienst, der unserem liebenden und kostbaren Hirten Jesus Christus gewidmet war.

Die zweite Bauwoche

Es verging noch eine Woche des beharrlichen Arbeitens in drei vollen Schichten. Man hörte nicht auf, Steine abzubauen und zu bringen und genauso brachte man auch weiterhin Kies. Man legte den Schwerpunkt auf die Vorbereitung der Sockelverschalung und ihren Aufbau (der Sockel ist das oberirdische Fundament). Das ist eine sehr mühsame, langwierige und wichtige Arbeit, die sehr viel Genauigkeit erfordert. Die Leute hatten auch in dieser Woche immer noch genug Kraft und Energie, um jeden Tag zum Bau zu kommen. Am Montag wurde eine Kieswaschanlage aufgebaut. Wir hatten sie schon im Winter vorbereitet, und dafür waren sehr viele Schweißarbeiten nötig gewesen. Wir hatten nicht nur Baumaterial vorbereitet, sondern auch verschiedene Vorrichtungen und Anlagen, denn wir wussten, dass der Schotter für den Sockel unbedingt gewaschen werden musste, damit wir erstklassigen Beton bekamen. Daraum fingen wir sofort am Montag an, in allen drei Schichten Schotter zu waschen. Wir teilten dort Brigaden zu, denn der Schotter musste per Hand in die Waschanlage geschaufelt werden und genauso auch in den Betonmischer. Der Schotter wurde von einer Schnecke auf einer Neigung

nach oben transportiert, und ihm entgegen floss Wasser nach unten. Am Ende gab es sauberen Schotter. Auch der Betonmischer wurde im Winter gebaut, man konnte so etwas nämlich auch nirgendwo kaufen. Einige Tage später schon stellten wir uns darauf ein, parallel zum Schotterwaschen mit dem schon gewaschenen Schotter Beton anzumischen. Wir schlossen den Betonmischer an und gossen den ganzen Tag über in drei Schichten den Beton in die Sockelverschalung, und Leute, die speziell dafür abgestellt waren, schaufelten zusammen mit dem Beton noch Steine in die Verschalung.



Peter Kehler hebt mit seinem Bagger den Kellerraum aus

Die größte Sorge und viel Mühe bereitete uns der Keller, wo wir am Kanzel- und Chorende ein tiefes Fundament gelegt hatten. Die Abmessungen des Kellers betragen aufgrund der Breite des Gebäudes 14 Mal fünf Meter. Beim Kelleraushub musste man die Erde von der Mitte aus ausgraben und fortbringen. Diese Arbeit machte Peter Kehler, unser Dirigent, der sehr gut mit dem Bagger umgehen konnte, da er ähnliche Arbeiten beruflich machte. Mit den Platten für die Decke war es auch recht schwierig, sie wurden von Abram Block besorgt.

In dieser Woche wurde der Sockel fertiggestellt, ungeachtet all der mühevollen Arbeit. Wir fingen an, die ersten Ziegel zu legen. Den ersten Stein zu legen fiel Peter Thiessen zu.

Die dritte Bauwoche

In dieser Woche lag der Schwerpunkt auf dem Mauern. Alle Brigaden arbeiteten in ihrer Schicht. Wir beeilten uns, auch die Kellerdecke zu verlegen, auf der später die Kanzel stehen und wo es etwa hundert Plätze für den Chor geben sollte. Die Außenwände wurden fast im ganzen Gebäudeumfang bis auf Fensterhöhe gemauert. Einige Brüder fertigten



Peter Thiessen mauert die ersten Ziegel

unter der Leitung von Willi Dick und Willi Isaak, der ein Allesköninger war, alle Tür- und Fensterzargen, um sie sofort in die Wände zu integrieren. Die Fenster- und Türrahmen und die Türblätter bestellten wir im deutschen Dorf Nr. 2. Dort gab es gute Werkstätten für Holzbearbeitung.

Aber auch unsere Schwestern blieben nicht ohne Arbeit. Die Frauen organisierten sich und brachten uns immer leckeres Abendessen. Eine kochte und backte besser als die andere: es gab Torten und Kleingebäck, jeder Tag war wie ein Fest. Aber nicht nur das, sie stellten sich auch zuhause in der Familie zur Verfügung, damit der Mann oder die Söhne zum Bau gehen konnten. Wir wussten, dass sich viele von ihnen in der Zeit, in der wir arbeiteten, auf die Knie stellten und um Segen für unsere Arbeit beteten. Womöglich ging uns die Arbeit deswegen so gut von der Hand?! Ungeachtet der Müdigkeit, wohl wissend, dass die Arbeit um zwölf Uhr nachts endete, gingen viele noch nach draußen, um sich das Abschlusslied des mächtigen Männerchors anzuhören, das sich jeden Abend nach dem Abschlussgebet mit lautem Echo von der Baustelle über das ganze Dorf ergoss.



Ende der dritten Bauwoche. Die Wände stehen bis auf Fensterhöhe.

Die vierte Bauwoche

Auf den ersten Blick schien sich das Tempo zu verlangsamen, aber eigentlich arbeiteten wir in drei Schichten beharrlich jeden Tag weiter. Es gab viel Nebenarbeit. Zu unserer Freude wurde ins Versorgungszentrum im Bezirk Schwachholz geliefert, als wäre es speziell für uns bestellt worden. Nun wurde das Holz gebracht und über den gesamten Gebäudeumfang ein Gerüst daraus aufgestellt. Es gab viel Plackerei mit den Fensterbänken, aber wir machten beharrlich mit dem Mauern weiter. Auf einer Seite war die Mauer schon bis auf die Höhe der drei Meter hohen Fensterbänke hochgezogen worden. Wir machten uns immer Sorgen, ob die Ziegel auch reichen würden, obwohl wir regelmäßig losfuhren und welche besorgten, aber es gab dabei nie mehr als zwei- oder dreitausend Ziegel. Es hatte bis dahin auch keinen Stillstand beim Bau gegeben. Einmal schien es, als müssten wir den Bau wegen Ziegelmangels unterbrechen, aber zu unserer Freude borgte uns der Nachbar Jakob Schellenberg dreitausend Ziegel. So hatten wir einen Ausweg aus dieser Lage.



Ende der vierten Bauwoche

Die fünfte Bauwoche

10. Juli. Noch eine Woche beharrlichen Arbeitens verging. Sofort am Montag fingen wir an, die Wände hochzuziehen, um auf einer Seite über den Fenstern eine Gurtung zu betonieren. Es wurde sorgfältig eine Verschalung vorbereitet. Die Bretter dafür wurden sogar gehobelt, denn die Gurtung sollte später sichtbar sein. Dann wurde die Bewehrung hineingelegt. Am Mittwoch waren diese Arbeiten beendet, und sofort wurde betoniert. Am späten Abend war die Gurtung auf einer Seite fertig. Alle weiteren Anstrengungen richteten sich darauf, die Wände auf der anderen Seite bis zur Gurtung hochzumauern. Nur mit der Ziegelversorgung war es sehr eng, aber es gab einige Leute, die ihre eigenen Ziegel von zuhause mitbrachten und uns so aushelfen. Am Freitagabend wurde schon die Verschalung von der Gurtung abgenommen und auf die andere Seite versetzt. Wir arbeiteten auch den ganzen Samstag, so dass alles fertig war und die Bewehrung verlegt werden konnte. Wieder kam Johann Töws mit seinem Kran, mit dem er die große Tonne mit Beton hob. Und so war die Gurtung über den Fenstern vollständig



Gießen der Betongurtung über den Fenstern. Johann Töws bediente uns mit einem Kran.

fertig. Auf der zuerst fertigen Seite fingen wir an, über der Gurtung den Gebäudesims zu legen. Die Männer arbeiteten mit großer Beharrlichkeit. Allen war bewusst, dass wir schon den 10. Juli hatten und dass spätestens in einer Woche die Ernte losgehen und der Bau bis zum Herbst stillstehen würde.

Sechste Bauwoche

17. Juli – Samstag. Der Zug von Taschkent nach Moskau bringt Abram Neufeld und mich wieder einmal nach Moskau. Worum geht es? Was ist passiert? Warum gibt es auf einmal Stillstand? Welches Hindernis will uns der Böse wieder in den Weg legen? Oder welche Bewährungsprobe erwartet uns?

Es ging darum, dass wir zum Bezirksexekutivkomitee gerufen worden waren und man uns gesagt hatte, dass wir den Bau stoppen müssten, bis ein Dokument aus Moskau käme, oder dass wir selbst nach Moskau fahren sollten, wie wir wollten. Nun quälten uns Tausende von Fragen. Plötzlich fing man an uns vorzuwerfen, dass wir die Maßvorgaben überschritten



Ende der sechsten Woche: das Mauern ist beendet, die Wände stehen

hätten, obwohl wir genau im Gegenteil aus Platzmangel bescheiden geblieben waren und das Gebäude sogar kleiner gemacht hatten. Man warf uns vor, wir hätten die zulässige Gebäudehöhe überschritten, worauf wir antworteten, dass die Höhe der Wände nur fünf Meter betrage, würde man sie noch niedriger machen, hätte man eine Farm. Für uns war diese Fahrt schwer, aber auch hier segnete Gott uns. Wir waren ganz allein im Abteil, so dass wir über vieles reden und uns auf die Knie stellen und zu Gott beten konnten.

Zuhause hörte man nicht auf zu bauen. Wir dachten, wir würden nach Moskau fahren, und dann würde sich schon alles aufklären. In der vergangenen Woche hatten wir gut gearbeitet. Der Sims war im gesamten Gebäudeumfang fertig. An einem Ende war der Giebel bis zu den Sturzen hochgezogen worden, im Saal waren die Säulen aufgestellt und einbetoniert worden. Darauf sollte das ganze Gewicht des Dachs lasten. Somit waren die Wände fertig! Nun wurde alles für die Dacharbeiten vorbereitet.

24. Juli. Manchmal ist der Himmel so wolkenverhangen und düster, dass es scheint, die Sonne könnte diese dichte Wolkenschicht nie durch-

brechen und es würde immer so dunkel und trübe bleiben. Aber im Leben sehen wir, dass es eben doch nicht so ist, es folgen immer wieder helle Tage. Das war auch unsere Hoffnung. Diese Woche war für uns sehr unruhig. In Moskau trafen wir glücklicherweise noch Tschernezow an, den Hauptinspektor für Angelegenheiten der Mennoniten, der sich praktisch schon im Urlaub befand. Er empfing uns, und wir legten ihm unsere Lage dar. Er wusste Bescheid, dass wir die Genehmigung bekommen hatten. Von ihm erfuhren wir, dass wir bei unseren örtlichen Behörden die Fläche des Gebäudes nicht hätten angeben sollen. Tarasow hatte die Zahl „350 Quadratmeter“ durchgestrichen und „150 Quadratmeter“ darüber geschrieben. Was sollten wir nun tun? Die Wände waren doch schon fertig! Er versprach, Tarasow eine schriftliche Erklärung zu hinterlassen, dass wir nicht nur 260 Mitglieder hätten, sondern ständig mehr als 450 Gottesdienstbesucher, und dass wir eine große Fläche bräuchten. Er riet uns, auf der restlichen Fläche einzelne Räume einzurichten.

Auch der Rückweg war sorgenvoll, und das nicht umsonst. Wir kamen am Mittwoch, dem 21. Juli am frühen Morgen nach Hause und setzten uns sofort ins Auto und fuhren nach Orenburg. Dort sagte man uns, dass Judin, der Bevollmächtigte zu uns gefahren sei und dass wir schnellstmöglich nach Hause fahren sollten. Zum Abschied sagte uns die Sekretärin noch: „Ihr hättet mit dem Bauen noch nicht anfangen sollen, es wurde doch gesagt, ihr solltet nicht anfangen.“ Für uns kam das absolut unerwartet, denn so etwas hatte man uns weder im Bezirk noch in Moskau gesagt. Auf dem Heimweg wuchs unsere Besorgnis. Wir konnten uns sehr gut vorstellen, dass die Behörden gemeinsam beschlossen hatten, die schon erteilte Baugenehmigung zurückzuziehen. Uns wurde bewusst, dass wir nicht einmal eine schriftliche Genehmigung an der Hand hatten, wir hatten sie ja dem Dorfrat abgeben müssen. Wir hatten uns danach auch nicht mehr für dieses Papier interessiert, denn wir dachten, wenn der Dorfrat es habe und der Bezirk und sogar das Gebiet, dann sei das genug. Wir hätten aber nie gedacht, dass diese seriösen Instanzen ihre eigenen Entscheidungen widerrufen könnten. Eines aber hatte uns dieses kommunistische System doch eingehämmert, nämlich dass man uns jederzeit anlügen konnte, und so ließen wir das letzte Exemplar erst abfoto-

grafieren, bevor wir es an den Dorfrat abgaben. Damals war nicht einmal im Traum daran zu denken, irgendwo Kopien machen zu können.

Als wir im Bezirk ankamen, dachten wir, wir würden dort die Leitung antreffen, aber wir erfuhren, dass alle nach Susanowo gefahren waren. Zuhause konnten wir mit eigenen Augen sehen, wie hochrangige Amtspersonen ihre Entscheidungen und Worte zurücknehmen konnten. Ich setzte Abram Neufeld vor seinem Haus ab und fuhr selbst auch nach Hause, denn wir konnten ja nicht wissen, wo die Beamten gerade waren. Als ich vorfuhr, sah ich eine Vielzahl von Autos vor dem alten Bethaus stehen. Ich trat gleich an die Gruppe von acht bis zehn Menschen heran, und wurde sofort von allen Seiten mit Fragen bombardiert und schaffte es nicht, sie alle direkt zu beantworten. Sie schickten nach Abram Neufeld, und er wurde gebracht. Wir versuchten noch, etwas zu sagen und zu erklären, merkten aber bald, dass es keinen Sinn hatte. Die Schuldzuweisungen prasselten von allen Seiten auf uns nieder. Es stellte sich heraus, dass eine Kommission aus acht Personen aus der Gebietsverwaltung gekommen war, die unsere Angelegenheit untersuchen sollte. Ich dachte, dass der Bevollmächtigte sich vielleicht nicht hatte entschließen können, vor der ganzen Delegation zu sagen, dass es diese Genehmigung doch schon gab, sondern rechnete damit, dass er später alles erklären würde. Wir hatten das Gefühl, dass sie in große Unannehmlichkeiten geraten waren, dass etwas passiert war, aber dass die ganze Geschichte so eine Wendung nehmen würde, hätten wir nicht gedacht.

Der Bevollmächtigte befahl uns, eine Erklärung mit einem Schuldeingeständnis zu schreiben, dass wir den Bau eigenmächtig begonnen hätten. Da waren wir noch mehr überrascht. Er sagte uns auch unter vier Augen, er hätte uns doch dringend davor gewarnt, mit dem Bau anzufangen, so lange das Papier aus dem Rat für religiöse Angelegenheiten noch nicht da sei. Abram Neufeld und ich schauten uns nur kurz an. In unserer Erinnerung klangen noch ganz lebendig die Worte „Baut – macht“ nach, die vor Zeugen gesagt worden waren, sogar in der Anwesenheit von Tschernezow selbst, dem Inspektor für Angelegenheiten der Mennoniten aus Moskau. Wir befanden uns unter sehr großem Druck, standen wir doch vor einer ganzen Armada von Anklägern. In der Tiefe meines Herzens taten sie mir leid. Sie hatten eine solche Angst um ihre

Karriere und ihr Ansehen in der Gesellschaft, dass sie zu jeder Schandtat bereit waren und jede Methode anwenden würden. Der Bevollmächtigte wusste, dass uns alle Dokumente und Papiere abgenommen worden waren und sagte uns drohend: „Jetzt werden wir mit euch mit dem Buchstaben des Gesetzes sprechen: mit Papieren, Dokumenten und Fakten.“ Als wir wieder allein waren, müde und zerschlagen von der langen Reise und von allen Angriffen in Orenburg, im Bezirk und auch noch zuhause, sagte Abram Neufeld tief in Gedanken versunken: „Ja, sie haben die Papiere, die Dokumente, und wir haben nur Worte, aber Gott hat durch sein Wort Welten erschaffen und den Himmel und die Erde“, und zitierte Johannes 1, 1-3: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dasselbe war im Anfang bei Gott. Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist.“

Diese Worte ermutigten uns sehr, ungeachtet dessen, dass wir zwei als Verbrecher und Lügner hingestellt wurden. Uns wurde gesagt, dass man gegen uns ein Verfahren einleiten würde. Ich sollte am selben Tag noch in den Bezirk fahren und alle Kaufbelege des Baumaterials mitbringen, aber ich antwortete, dass ich nicht sofort alle Dokumente zusammensammeln könne, denn sie befänden sich bei vielen unterschiedlichen Leuten, die dieses Baumaterial gekauft hätten, und diese seien jetzt alle auf Arbeit. Also wies man mich an, am nächsten Morgen zu kommen.

An diesem Tag schienen die Ereignisse kein Ende zu nehmen. Ich sammelte bis zum späten Abend alle Belege für das gesamte Baumaterial zusammen. Wir mussten die Verantwortung für die Situation, in der wir uns befanden, in vollem Maße auf uns nehmen. Gegen uns wurde ein starkes Bollwerk errichtet, man würde sich an jeder Kleinigkeit aufhängen.

Ich ging zu A. Wieler, der im ganzen Dorf als Fotograf bekannt war und der fast immer mit einem Fotoapparat unterwegs war. Bei ihm hatten wir unsere Genehmigung abfotografiert, bevor wir sie zum Dorfrat gebracht hatten. Jetzt war das unsere letzte Hoffnung und unser Beweis dafür, dass das Bezirksexekutivkomitee uns die Erlaubnis erteilt hatte. Selbst wenn das Foto bei der Regierung, die alle Hebel in der Hand hatte,

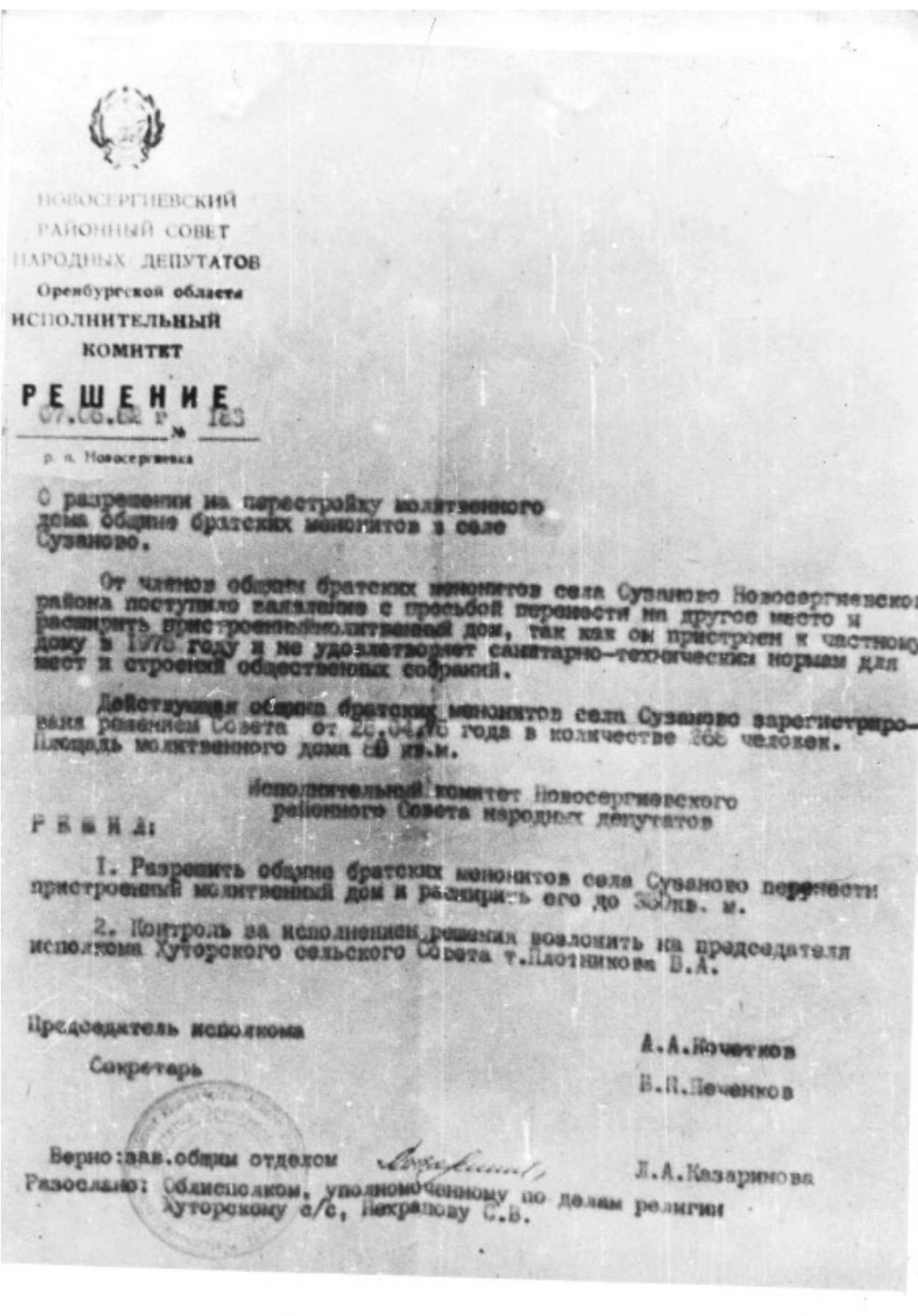
keinen Erfolg haben würde, dann sollten wenigstens unsere Dorfgenossen nicht zweifeln.

Unser verschreckter Fotograf tauchte lange nicht auf, er suchte lange nach den Filmen, und als er aus dem Haus kam, sagte er, er habe sie nicht gefunden. Von dieser Nachricht wurde mir sogar schwarz vor Augen, und die Zunge fühlte sich an wie taub. Als ich fortging, wusste ich nicht, was mir mehr leid tat: dass wir keinen Beweis hatten oder dass unser Fotograf sich von der Verantwortung so verschrecken ließ, dass er die abfotografierte Genehmigung nicht herausgeben wollte. Er war noch aus der Generation, die den Stalinismus miterlebt hatte und die in die Lager nach Tscheljabinsk und Orsk geschickt worden war.

Sechs Jahre später, im Jahr 1988, kurz bevor er als einer der ersten aus Susanowo nach Deutschland ausreiste, übergab mir Abram Wieler die damals von ihm abfotografierte und einbehaltene Baugenehmigung. Damals hätten wir sie so sehr gebraucht, und jetzt blieb sie als historisches Andenken erhalten. Wir führen sie hier als Zeugnis dafür an, dass ein jeder auf der Grundlage eines solchen Dokuments mit dem Bauen angefangen hätte.

Mit dieser und vielen anderen Nachrichten gingen wir abends zum eilig zusammengerufenen Bruderrat. Wir mussten beten und entscheiden, wie wir nach diesem ereignisreichen Tag weiter handeln sollten. Beim Bruderrat berichteten wir alles, was in den vergangenen Tagen passiert war, angefangen von Moskau, über die Gebietsverwaltung, den Bezirk bis hin zu dem, was wir letztendlich heute zuhause erlebt hatten, und dann gaben wir Gott alles im Gebet ab. Uns war unsere Lage vor der Regierung nur allzu bewusst, denn wir befanden uns zusammen mit der Regierung in einer ausweglosen Lage. Erst hatte uns unsere Regierung die Genehmigung erteilt, und dann erklärte der Minister in Moskau alles für ungültig. Es hatte hier ganz offensichtlich eine Beschwerde von den örtlichen Aktivisten und Organen gegeben. Nun mussten Schuldige gefunden werden, und die konnte man nun schon seit Urzeiten unter den Christen finden.

In dieser Situation fingen wir allmählich immer mehr an zu verstehen, dass weder unsere Beweisstücke noch unsere fortgenommene Genehmigung uns im Kampf gegen die Regierung helfen würden. Uns war klar



Kopie der Baugenehmigung des Bezirksexekutivkomitees (abfotografiert)

STEMPEL
Bezirksrat
Nowosergejewka
Volksrat
des Gebiet Orenburg
Exekutivkomitee

BESCHLUSS

07.06.1982, № 183

Bezirk Nowosergejewka

Genehmigung zum Umbau des Bethauses
der Mennoniten-Brüdergemeinde im Dorf
Susanowo.

Von der Mennoniten-Brüdergemeinde des Dorfes Susanowo aus dem Bezirk Nowosergejewka ist ein Antrag auf Verlegung des Bethauses an einen anderen Ort und auf dessen Vergrößerung eingegangen. Denn es wurde 1975 an ein Privathaus angebaut und die Sanitäranlagen entsprechen nicht mehr der Norm für öffentliche Plätze und Gebäude.

Die Mennoniten-Brüdergemeinde im Dorf Susanowo wurde aufgrund der Entscheidung des Rats am 28. 04. 1975 mit einer Mitgliederzahl von 266 Personen registriert. Die Fläche des Bethauses beträgt 88 Quadratmeter.

Das Exekutivkomitee des Rats der Volksvertreter
des Bezirks Nowosergejewka

hat BESCHLOSSEN:

1. Es wurde beschlossen, der Mennoniten-Brüdergemeinde des Dorfs Susanowo zu genehmigen, das angebaute Bethaus zu verlegen und es auf 350 Quadratmeter Fläche zu vergrößern.

2. Die Kontrolle der Ausführung des Beschlusses obliegt dem Vorsitzenden des Dorfratsexekutivkomitees von Chutorka W. A. Plotnikow

Vorsitzender des Exekutivkomitees:

A. A. Kotschetkow

Sekretär:

W. N. Netschetkow

STEMPEL

Beglubigt durch: Leiter der Gesamtabteilung

Verschickt: durch das Gebietsexekutivkomitee an den Bevollmächtigten für religiöse Angelegenheiten, dem Dorfrat Chutorka, S. W. Nechrapow

gesagt worden, dass wir eine Erklärung schreiben sollten, dass wir den Bau eigenmächtig begonnen hätten. Nur das konnte die Lage noch irgendwie retten, wie man in Russland sagt: „Das schuldbewusste Haupt wird nicht abgehauen“. Wir diskutierten lange darüber und blieben dabei stehen, dass wir in der Erklärung schreiben würden, wir hätten mit dem Bauen angefangen ohne abzuwarten, bis die Dokumente aus Moskau gekommen wären.

Wir standen vor der Realität. Glaubten wir dem Wort Gottes? Glaubten wir, dass dieses Unternehmen von Gott war? Dann würde auch er allein diese Sache hinausführen. Wir konnten nur noch bitten und Hilfe von oben erwarten, da man uns all unsere Beweisstücke und Stützen fortgerissen hatte. Darum blieb uns auch hier nur eins – die Regierung zu bitten und nicht das eigene Recht zu suchen und darum zu kämpfen.

Nach dem Bruderrat ging ich allein nach Hause und fühlte mich auf einmal so einsam und zerschlagen. Es war schon späte Nacht, das Dorf war in tiefem Schlaf versunken. Dieses Mal bemerkte ich nicht einmal die Schönheit der Sommernacht. Mein Herz war überfüllt von den Ereignissen des vergangenen Tages, von der Sorge um die Verantwortung, die ich für die Sache der Gemeinde trug, in der mir der Dienst des Vorsitzenden des Exekutivorgans anvertraut worden war, und jetzt noch um das Antragstellen und den Bau des Gemeindehauses. Morgen stand mir bevor, mich vor den Ermittler und die Kommission zu stellen, die wegen unserer Angelegenheit aus der Gebietsstadt gekommen waren. Ich fühlte auf einmal Unruhe in mir: würde das gekaufte Baumaterial mit den Quittungen und den restlichen Papieren übereinstimmen? Wir hatten das benötigte Material von allen Ecken und Enden und durch Dutzende von Leuten beschafft.

Meine Unruhe wuchs. Ich dachte nicht darüber nach, wie ich selbst aus dieser Situation herauskommen sollte, sondern darüber, die Gemeinde Christi nicht zu verunehren, um dem Namen Gottes keine Schande zu machen. Ich prüfte hunderte Male mich selbst und die Angelegenheit um das Stellen der Anträge und den Bau, und jedes Mal musste ich anerkennen, dass nichts anderes als die Hand des Allmächtigen uns hier durchtrug. Da lobte ich Gott laut und hoffnungsvoll mit den Worten des Liedes „Ich werde dich noch preisen“. Ich schaute hoch in den Ster-

nenhimmel und sagte zu Gott: „Mich würde sehr interessieren, wie du unsere Sache hinausführen wirst.“ Und ich beeilte mich, nach Hause zu kommen, denn ich wusste, dass meine Lena nicht schlief. Sie würde, wie schon so oft, zu dieser späten Uhrzeit an der Gartenpforte oder beim Windfang auf mich warten. Im Winter stand sie immer, wenn sie Haus und Hof aufgeräumt und die Kinder schlafen gelegt hatte, am Fenster und schaute hinaus in die dunkle Ferne und betete zum Allmächtigen. Je näher ich zum Haus kam, desto schneller wurden unwillkürlich meine Schritte vor Vorfreude auf das traute Heim und die warme Umarmung meiner geliebten Frau, die mit ihrem ganzen Herzen und ihrem ganzen Sein eine zuverlässige Stütze in allen Lebensumständen war. Wie oft fand ich auf der Arbeit in den Taschen meiner frisch gebügelten Hose oder meines Hemds einen ordentlich zusammengefalteten Zettel mit einem ermutigenden Bibeltext.

Jetzt wartete Lena mit besonderer Ungeduld auf mich, sie wusste ja, welche Umstände uns ereilt hatten. In den wenigen Minuten vor dem Schlafen teilten wir einander kurz und knapp unsere Sorgen mit und gaben sie gemeinsam Gott ab.

Im Dorf gab es jedoch einige Leute, die noch wach waren. Sie warteten, bis ich nach Hause kam, und dann stellte sich eine Gruppe von Chorsängern bei uns unter das Fenster und sang uns sehr sanft ein Lied des Lobes und der Ermutigung. Lena und ich waren durch diesen harmonischen Gesang zu Tränen gerührt, es war, als ob Gott selbst uns direkt auf unser sorgenvolles Gebet antwortete und uns sagte, dass er mit uns sei und dass treue Brüder und Schwestern hinter uns stünden und mit uns wachten. Sie blieben in dieser Nacht wach bis ich nach Hause kam, um uns ein Zeichen ihrer Liebe und Treue zu geben. Dieselbe Liebe und Anteilnahme erlebte in dieser sorgenvollen Nacht auch das Ehepaar Maria und Abram Neufeld.

Bestrebungen, das Geschaffene zu zerstören

Am nächsten Tag fuhr ich bei Abram Neufeld vorbei. Er wollte mich nicht allein lassen, sondern wie immer mit mir zusammen da hindurch gehen. Dieses Mal fuhren wir mit schlimmen Vorahnungen in den Bezirk und stellten uns eine überhebliche, machthungrige Kommission



Gott gab Gnade, viele Jahre später, in Deutschland, sich an die Spannungen der vergangenen Zeiten zu erinnern

aus der Gebietsregierung vor. In der Abteilung der Miliz wurde ich in einem Sprechzimmer auf der zweiten Etage schon von den Ermittlern erwartet. Es begann eine langwierige, nervenaufreibende Untersuchung der Materialkäufe. Als ich die Mappe mit allen Belegen und Dokumenten für das Baumaterial öffnete, welches wir schon seit über zwei Jahren vorbereiteten, wunderte ich mich selbst über die Reichweite unseres Baus und über die in den letzten sechs Wochen geleistete Arbeit. Später erfuhren wir, dass die dunklen Mächte in Gestalt der Dorfaktivisten uns bei Baubeginn noch neugierig beobachtet hatten, von wegen, was bauen die denn da? Als nach einigen Wochen mitten im Dorf ein gigantischer Bau in die Höhe ragte, wie ein Riese, im Dorfmaßstab betrachtet, wachten sie plötzlich auf und fingen an sich zu regen. Darum befanden wir uns jetzt in der Abteilung der Miliz, und der Bau war gestoppt.

Jedes Papierchen und jeder Beleg wurden peinlich genau unter die Lupe genommen. Ich begann nun sogar, das interessant zu finden, denn bis jetzt hatten wir die Papiere im Arbeitsprozess einfach immer auf einen Haufen gelegt und waren weiter vorwärts geeilt. Nun konnte auch der Ermittler selbst seine Verwunderung darüber nicht verbergen, woher

sie überall kamen: aus Kujbyschew (Samara), Otradnoje, Nowotroizk, Orsk, Orenburg, aus dem Bezirk und so weiter. Es wurden alle Namen und Adressen der Leute, die die Materialien eingekauft hatten, genau herausgeschrieben. Später erfuhren wir, dass alle diese Leute vor Ort auch vorgeladen worden waren, um Rechenschaft darüber abzulegen, wie und warum sie uns geholfen hatten, genauso auch alle Institutionen, bei denen die Materialien gekauft worden waren. Für mich war die Zeit der Untersuchung sehr besorgniserregend und anstrengend, aber mich beruhigte das Wissen, dass Abram Neufeld sich irgendwo draußen befand und wartete und unbedingt betete. Die Dorfgenossen wussten ebenso, dass ich hier war. Wir wurden nicht einmal allein zum Mittagessen fortgelassen. Wir gingen gemeinsam mit den Ermittlern in die Kantine.

Nach dem Mittagessen ging alles weiter. Zu uns ins Sprechzimmer wurden auch die Leiter der Kolchose gerufen, um Rechenschaft darüber abzulegen, wie und warum sie geholfen hatten, besonders die, deren Unterschriften sich in unseren Dokumenten befanden. Unser Kolchoseinieur tat mir leid, er zitterte am ganzen Leib, als er ins Sprechzimmer kam. Ich dachte noch daran, wieviel Angst alle hatten, ihre Stellung zu verlieren, darum gab ich selbst die Erklärung für ihn ab und beruhigte ihn damit, dass ich die Hauptverantwortung auf mich nahm. Ich erinnere mich an einen sehr rührenden Ausspruch mit tiefem Sinn von Nechrapow, dem Verantwortlichen für unsere Angelegenheit beim Bezirksexekutivkomitee: „Ihr leidet immerhin für Christus, und für wen leide ich?“ Damit war so viel gesagt...

Als endlich die Untersuchung der Dokumente beendet war, lobte uns der Ermittler plötzlich unerwartet. Mir schien sogar, dass er erleichtert aufatmete, und dass er während der Arbeit mit uns mitfühlte. Wahrscheinlich musste er solche Untersuchungen nicht oft machen, darum sagte er wohl am Schluss: „Gut gemacht – das nenne ich deutsche Genauigkeit.“

Am Ende des Tages fuhren wir mit großer Erleichterung nach Hause, es war als ob die Sonne hinter den Wolken hervorgeschaudt hätte. Was von uns abhing, war mit voller Zufriedenheit anerkannt worden. Aber wir brachten auch eine strikte Vorschrift mit nach Hause: das Haus bis zum 5. August wieder abzureißen. Doch das war undenkbar. Wie viele Gebete

und wie viel Arbeit steckten schon drin, Hunderte von Leuten hatten Tag und Nacht hoffnungsvoll gearbeitet und Opfer gebracht, und unser altes Gebäude mit 126 Quadratmetern Fläche fasste uns alle schon lange nicht mehr. Wie sollten wir den neuen Bau, den wir im Namen Gottes bauten, als Haus Gottes, wieder abreißen? Da denkt man unwillkürlich daran, wie die dunklen Mächte im Laufe der letzten 2000 Jahre versucht haben, die lebendige Gemeinde Christi, die aus lebendigen Menschen besteht, zu zerstören, aber sie können es nicht, denn Christus selbst hat gesagt: „Ich will meine Gemeinde bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwinden“, obwohl sie äußerlich viel Schaden anrichten.

Der unheilvolle 5. August, an dem unser Gebäude abgerissen sein sollte, kam immer näher. Am Samstag, dem 31. Juli, versammelten wir das Volk schon zum dritten Mal, um diese Frage zu diskutieren. Das erste Mal hatten wir nur die Brüder versammelt, wobei einstimmig entschieden wurde, das Gebäude nicht abzureißen, sondern die Zuständigen aus dem Bezirksexekutivkomitee zu bitten, dass sie selbst kämen und es dem Volk erklärten. Als sie kamen, versammelten wir uns zum zweiten Mal auf der Baustelle, dieses Mal mit der ganzen Gemeinde.

Es gab lange Streitgespräche, die Regierung beharrte auf ihrem Standpunkt – abreißen, und wir baten darum, dass Anträge dagegen gestellt würden. So fuhren sie auch ohne Ergebnis wieder fort. Jetzt, am Samstag, versammelten wir das Volk zum dritten Mal bei den hohen Wänden des Gebäudes, die bereit waren für das Montieren des Dachstuhls. Wir erklärten noch einmal die Umstände, dass wir wieder eine Aufforderung zum Abriss bekommen hätten, ansonsten würden die Behörden nach dem 5. August selbst kommen und das Gebäude sprengen oder abreißen. Wir prüften noch einmal gemeinsam unsere Lage und die Sache, die wir im Namen des Herrn taten, und kamen zu dem Schluss, dass niemand anders als Gott selbst uns diese Fläche gegeben und uns alle Wege für das Bauen geebnet hatte und dass er bewahren würde, wenn es sein Wille wäre, denn seine Wege sind nicht unsere Wege. Wir hatten Angst davor, dass wir Gott gegenüber Unglauben zeigen würden, wenn wir das zerstörten, was uns zu tun geschenkt und anvertraut worden war. Es kam der Vorschlag, Gott in Gebet und Fasten anzurufen. Alle stimmten diesem Vorschlag zu und legten das Beten und Fasten auf jenen gewissen

5. August. Es wurde außerdem entschieden, die Brüder Abram Neufeld und Jakob Block nach Moskau zu schicken. Trotz seiner Krankheit wollte Jakob fahren. Vielleicht würde sich etwas an unserer Situation ändern, wenn sie vom Minister für religiöse Angelegenheiten empfangen würden.

Der 5. August brach an. Das ganze Dorf befand sich unter Spannung und im Gebet. Für uns Dorfbewohner war das die heißeste Phase der Erntezeit. Fast die ganze erwachsene Bevölkerung war auf den Feldern. Wir fürchteten, dass die Regierung diesen Moment ausnutzen könnte, um ihre böse Entscheidung in die Tat umzusetzen. Die Leute, die mit Mähdreschern arbeiteten oder andere Feldarbeiten verrichteten, fragten besorgt die Fahrer, die mit ihnen zusammenarbeiteten und das Getreide fortbrachten: „Wie sieht es aus? Noch nichts zu hören?“ Oder sie informierten einander, wenn sie sich auf dem Weg trafen. Ich wurde an diesem Tag zum Bezirksexekutivkomitee bestellt. Mein Herz war voller Sorge, wie würde es weitergehen? In den vergangenen Tagen bereitete ich mich allmählich auf das Schlimmste vor. Man hatte mir gedroht, mich nach Sibirien zu den weißen Bären zu schicken, auf jeden Fall aber, dass ich nicht an diesem Ort bleiben würde. Darum bereitete ich eilig das Futter und alles andere Nötige für den Winter vor, zahlte meine Schulden ab und gab fremde Bücher zurück und verschenkte einen Teil meiner eigenen. Natürlich tat ich das alles so, dass Lena und die Familie keinen Verdacht schöpften und sich keine Sorgen machten, einfach für alle Fälle... Jetzt auf dem Weg in den Bezirk tobte das alles wie ein Sturm in meinem Herzen. Die Brüder waren noch nicht aus Moskau zurück, darum dauerte die peinigende Ungewissheit an. Im Bezirk teilte ich mit, dass ich allein gekommen sei. Hier wurde man auf einmal sehr unruhig darüber, dass Neufeld nach Moskau gefahren war und teilte mir mit, dass der Bevollmächtigte uns vorerst unter seinen Schutz gestellt habe, darum werde man das Gebäude noch nicht abreißen, befahl mir aber, morgen in die Gebietsstadt zum Bevollmächtigten zu fahren.

Glücklicherweise kam in der Nacht Neufeld aus Moskau zurück, da er den Empfang bei Tarasow nicht hatte abwarten können. Block blieb dort allein und wartete, denn er musste ja nicht arbeiten. Abram Neufeld und ich fuhren wieder nach Orenburg. Der Bevollmächtigte sagte uns nichts neues, rügte uns aber sehr, genauso wie in den vergangenen Tagen, nann-

te uns Verbrecher und drohte uns, am Montag selbst zu kommen und sich damit auseinanderzusetzen, auf welche Weise wir Geld gesammelt hatten und so weiter. Aber wir mussten nicht bis zum Montag warten. Am Sonntag, dem 8. August, bestellte mich der Ermittler zu sich, überflog meine Mappe und wollte sie mitnehmen. Hier stand ich entschieden auf und sagte mit Nachdruck, dass ich sie nicht hergeben würde, koste es, was es wolle. Er entgegnete: „Wie, du gibst sie nicht her? Ich bin doch eine Amtsperson, ich garantiere dir, dass ich sie dir zurückgebe.“ Darauf antwortete ich: „Ich gebe sie trotzdem nicht her. Mit mir zusammen, bitte schön, aber einfach so gebe ich sie nicht ab. Wir können niemandem mehr glauben, wir hatten immerhin schon Papiere von größerer Bedeutung in der Hand, mit Stempel und Unterschriften vom Bezirksexekutivkomitee und mit der Genehmigung. Jetzt gibt es diese Genehmigung auf einmal nicht mehr, sie hat sich in Luft aufgelöst. Es wurde uns ebenso von Amtspersonen gesagt: Baut! und nun schützen die sich selbst und leugnen ihre Worte. Jetzt bleibt nur noch, diese Papiere abzugeben, und wir stehen wirklich ohne alles da, wie Verbrecher. Dann wird man noch sagen, wir hätten das Baumaterial für das Haus gestohlen.“ Der Ermittler stimmte mir zu. Er wollte noch wissen, wer den Bauplan für uns entworfen habe, worauf ich antwortete, das hätten wir selbst in einer Nacht gemacht. Nach diesem Besuch verstand ich, dass die Regierung uns auf Anordnung des Bevollmächtigten auch noch die letzten Papiere fortnehmen wollte. Abends kamen Nechrapow und der Bevollmächtigte zu uns in den Gottesdienst, sie wollten sich selbst davon überzeugen, wie nötig der Bau des neuen Hauses war. Am Montag kamen sie wieder und behielten den ganzen Tag unseren Ältesten Abram Neufeld, den Vorsitzenden der Revisionskommission Peter Thiessen und den Kassenwart Abram Klassen bei sich. Sie wunderten sich nicht wenig über unsere Art des Sammelns und Ausgebens der finanziellen Opfer. Abram Neufeld erklärte, indem er die Schriftstelle las, dass wir es so machten, wie es in der Bibel geschrieben sei. Als der Tempel in Jerusalem gebaut wurde, bekamen die Vorarbeiter so viel Geld aus der Kasse, wie sie brauchten, und es wurde keine Rechenschaft gefordert, da es für das Haus Gottes war.

Am Dienstag arbeitete diese Kommission wieder. Sie vermaßen das alte und das neue Gebäude und rechneten die ganze Zeit mit dem Bau-

material herum. Bei ihnen sammelte sich viel Volk, und wie es in solchen Fällen passiert, entbrannte eine heftige Diskussion.

Am Mittwoch wurden Abram Neufeld und ich in den Bezirk bestellt, dieses Mal aber schon zum KGB, wo wir wie schon so oft in letzter Zeit unsere Angelegenheit offen darlegten, denn uns war bewusst, dass sie auch so schon genug über uns wussten. So ging diese anstrengende Woche weiter. Am Ende dieser Woche kamen die Bevollmächtigten aus der Gebietsstadt und aus dem Bezirk und brachten uns noch eine Anweisung – das Haus bis zum 23. August abzureißen. Sie drohten wieder damit, dass sie es sonst selbst abreißen und uns vor Gericht stellen würden und so weiter. Die Drohungen der örtlichen Regierung deckten sich allerdings nicht mit der Meinung in Moskau. Jakob Block war gerade gekommen, er hatte es geschafft einen Termin im Ministerium bei Tarasow zu bekommen, der uns zwar nicht über den Kopf streichelte, aber auch nicht von Gericht oder Abriss des Hauses sprach. Wir versammelten die Gemeinde nun schon zum fünften Mal, um unsere Lage zu besprechen. Wir beschlossen, einen Brief an den Rat für religiöse Angelegenheiten zu schreiben, mit all unseren Unterschriften darunter.

An den Rat für religiöse Angelegenheiten, an Kurojedow,
von der Mennoniten-Brüdergemeinde
in Susanowo, Orenburger Gebiet, 17. 08. 1982

Es schreiben die Einwohner von Susanowo, die Mennoniten-Brüdergemeinde, nach zwei Jahren des Antragstellens wegen der Verlegung unseres „Bethauses“, welches an ein Privathaus angebaut ist und in Fläche und Raumgröße nicht der Gottesdienstbesucherzahl entspricht. Eine spezielle Kommission aus dem Bezirk hat ermittelt, dass die Fläche unseres Anbaus 126 Quadratmeter und das Raumvolumen 298 Kubikmeter beträgt. Dieser Anbau wurde im Geheimen im Jahr 1975 aus großer Not heraus gemacht – eine Scheune wurde umgebaut. Nun haben wir keine Möglichkeit mehr, hier unsere Gottesdienste durchzuführen, die ständige Besucherzahl liegt bei 450 bis 500 Besuchern, davon haben sich auch die örtlichen Behörden und der Bevollmächtigte bei mehrmaligen Besuchen unserer Gottesdienste überzeugen können. Viele müssen die Gottesdienste wegen der Stickigkeit verlassen, oft wurden schon Menschen hinausgeführt, die in Ohnmacht fielen, und es gab zwei Todesfälle innerhalb der Wände des Bethauses, einen im letzten Jahr und einen in diesem Jahr. Und noch ein Fakt: wir engen den Hausbesitzer und die Nachbarn sehr

ein, wegen des kleinen Hofs wird das Vieh buchstäblich zwei, drei Meter vom Haus entfernt gehalten und so weiter, und das alles ist auch nicht ästhetisch.

Jetzt bekamen wir eine schriftliche Genehmigung vom Exekutivkomitee in Nowosergejewka und auch vom Bevollmächtigten des Orenburger Gebiets G. M. Judin und vom zu der Zeit im Orenburger Gebiet befindlichen Inspektor J. W. Tschernezow. Sie bestätigten uns mündlich, dass wir mit dem Bauen anfangen könnten, und da unsere örtlichen Behörden positiv entschieden hätten, dass diese Frage auch in Moskau unbedingt positiv entschieden werden würde.

Nach dieser Anweisung haben wir die Gemeinde bereits zum fünften Mal versammelt, um die laufenden Ereignisse zu besprechen, und es wurde noch einmal einstimmig entschieden, uns, den Vorsitzenden des Exekutivorgans und den Gemeindeältesten, im Namen der ganzen Gemeinde mit einem Antrag und einem Bittschreiben zu schicken, um das angefangene Gebäude zu schützen und uns zu genehmigen, es zu Ende zu bauen, denn das Haus Gottes, welches wir bauen, niederzureißen, ist gegen unser Gewissen und unsere Überzeugungen. Die Baugenehmigung haben wir als ein Geschenk von Gott angenommen, und jeder hat seine Seele hineininvestiert, als in eine Sache Gottes. Bevor wir mit dem Bauen anfingen, hatten wir einen besonderen Dankgottesdienst. Wie sollten wir jetzt alles wieder zerstören...?

Darum bitten wir im Namen aller und appellieren an Ihren gesunden Menschenverstand, dass Sie uns nicht fortnehmen, was uns heilig ist – das Haus Gottes, an dem wir so viel gearbeitet und in das wir so viel Geld investiert haben. Nur aus diesem Grund können wir die Anweisung nicht ausführen, und nicht, weil wir der Obrigkeit nicht gehorchen wollten.

Wir bitten um Ihr Mitwirken bei unserem Problem. 14. 08. 1982

Unterschriften

Abram und ich wurden am 16. August wieder für die Fahrt nach Moskau gesegnet, wo wir es dieses Mal schafften einen Termin bei Tschernezow, dem Inspektor für Angelegenheiten der Mennoniten, und bei Tarasow selbst zu bekommen. Er sprach hart mit uns. Wir hatten das Gefühl, dass unser Bevollmächtigter aus der Gebietsverwaltung nicht mit Tinte gespart hatte, um uns zu beschuldigen und sich selbst reinzuwaschen. Tarasow sagte aber, dass uns 200 Quadratmeter für den Saal zur Verfügung stünden und wir die restliche Fläche mit den örtlichen Behörden vereinbaren müssten. Wir waren sehr bedrückt, da er uns wieder in die Hände der örtlichen Behörden übergab, die nur eins kannten – niederreißen. Tschernezow rief uns auf, uns ruhig zu verhalten, man würde weder

das Gebäude abreißen noch uns vor Gericht bringen. In unserer Lage mussten wir salomonische Weisheit anwenden, Andeutungen machen und der restlichen Fläche andere Namen geben.

Wir entschieden uns, sofort zu versuchen Rückfahrkarten zu besorgen, denn wir wussten, dass es damit zurzeit sehr schwierig war. Einige Menschen verbrachten mehrere Tage und Nächte im Bahnhof und warteten, bis sie wegfahren konnten. Zu unserer Enttäuschung mussten wir nach mehreren Versuchen feststellen, dass es für diesen Tag keine Fahrkarten mehr gab. Wir sprachen und dachten traurig darüber nach, dass wir vielleicht wirklich einige Tage hier „versauern“ müssten, und vielleicht würden wir es sogar nicht mehr zur Hochzeit meines Bruders Nikolai und seiner Lisa schaffen? Man muss anmerken, im Leben muss nur so ein Hindernis auftauchen oder etwas nicht nach Plan laufen, und schon neigen wir dazu, Trübsal zu blasen. Irgendwie kam eines zum anderen – die Sorge darum, dass unsere Angelegenheit wieder in den Händen der örtlichen Behörden lag, und überhaupt, womit sollten wir bei unserer Rückkehr nach Hause wieder anfangen? Was hatte uns diese Fahrt gebracht? Und so weiter...

Plötzlich erinnerte ich mich, dass morgens im Bethaus in Moskau, wo wir übernachtet hatten, folgende Worte vorgelesen worden waren „Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott; denn ich werde ihm noch danken, dass er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist“ (Ps. 42, 6). Wir verstanden schon im Laufe des Tages, dass diese Worte an jenem Tag für uns vorgelesen worden waren. Noch eine Schwester sagte uns einige bemerkenswerte Worte, als sie von unserem Problem und dem Grund unserer Fahrt hierher erfuhr: „Bei jeder Gefahr, in die sich Kinder Gottes nicht selbst hinein begeben, sind sie in vollkommener Sicherheit.“ Bei diesen Gedanken stand ich schnell auf, als hätte man mich geweckt, lief zu den Fahrkartenschaltern und stellte mich mit dem Gedanken in die Schlange, dass es vielleicht auf einmal doch klappen könnte, Fahrkarten zu bekommen. Und es geschah ein Wunder! Als ich wieder an die Reihe kam, ging die Kassiererin auf einmal für kurze Zeit fort. Es war nämlich eine Frau gekommen, die Brot durch das Fensterchen gereicht hatte. Ich fragte die Frau: „Kennen Sie die Kassiererin?“ „Ja“, antwortete sie. Da sagte ich: „Bitten Sie sie doch bitte darum,

zwei Fahrkarten fertigzumachen. Wir müssen nach Orenburg und kommen hier einfach nicht weg.“ Sie kaufte uns zwei Fahrkarten. Wir waren Gott sehr dankbar für diese Hilfe, die er uns geschickt hatte. Ich dankte dieser Frau von ganzem Herzen und bezahlte sie großzügig für ihren Dienst. Oh wundersame Wege Gottes! Er kümmert sich sehr um uns! Vor uns, die wir keine Aussichten hatten, fortzukommen und müde, zerschlagen und bedrückt waren, öffneten sich auf einmal alle Türen weit. Wie sollten wir nach solchen Erlebnissen auch in unserer großen Sache nicht auf Gott vertrauen? Wie sollten wir nicht jubeln: „Wir werden den Herrn noch preisen!“

Dieses Mal war die Regierung besonders beunruhigt, von wegen, warum wir nach Moskau gefahren seien, wenn man doch alles vor Ort hätte klären können. Als man uns die zweite Forderung, das Gebäude abzureißen, aushändigte, schlug man uns vor, wenigstens die Höhe der Wände etwas zu reduzieren, dann schlug man sogar vor, die Höhe der Wände wenigstens bis zur Gurtung über den Fenstern zu reduzieren und auf die Terrasse zu verzichten. Nach unserer Rückkehr forderte man noch hartnäckiger, einen Teil niedriger zu machen und abzubauen und so weiter. Uns wurden schwere Vorwürfe gemacht, dass wir uns der Regierung nicht unterordneten und ihre Befehle nicht ausführen wollten. Besonders oft wurden wir bestellt, nachdem die Frist des 23. August verstrichen war.

Wir gaben ihnen immer dieselbe Antwort, das, was wir auch in unserem kollektiven Brief geschrieben hatten: dass es gegen unser Gewissen sei, das Haus Gottes, welches wir im Namen Gottes bauten, niederzureißen und dass wir nicht einen einzigen Stein fortnehmen würden, da wir diese Baugenehmigung als Geschenk von Gott angenommen hätten und dass ein jeder seine Seele als in die Sache Gottes hineininvestiert habe, und dass wir vor Baubeginn einen speziellen Dankgottesdienst durchgeführt hätten. Wie sollten wir es plötzlich niederreißen? Wir könnten diese Vorschriften nur aus diesem Grund nicht befolgen, und nicht weil wir uns der Regierung nicht unterordnen wollten. Besonders besorgnisserregend war, dass man anfing mit uns zu handeln, uns vorschlug, das Gebäude für eine Kinderkrippe oder einen Laden zu verkaufen und so weiter, und dann ein neues zu bauen. Uns erschien das als Heimtücke

von Seiten der Regierung. Wir hörten nicht auf zu warten, zu beten und Anträge zu stellen.

Es wurde Herbst, es war Ende September. In dieser Zeit hatten wir viel durchlebt. Besonders besorgniserregend war es, als eine Kommission nach der anderen kam und versuchte, Armenier und Tschetschenen anzuheuern, die über den Sommer zum Arbeiten kamen, um unser Gebäude abzubrechen. Aber verwunderlicherweise lehnten diese Leute, die sonst keine Arbeit verabscheuten, ab. Niemand konnte sich dazu durchringen, wie sie es ausdrückten, die Hand gegen den Tempel Gottes zu erheben. Die Behörden waren auch mit irgendeinem Militärexperten auf der Baustelle und machten Pläne, den Bau zu sprengen. Aber auch er weigerte sich wegen der nahestehenden Häuser. Wir jedenfalls sahen in all dem die über uns wachende und uns schützende Hand Gottes.

Im Allgemeinen entstand im ganzen Bezirk und über die Grenzen des Bezirks hinaus viel Lärm. Viele sprachen über unser Bethaus und verbreiteten die unsinnigsten Ammenmärchen und Legenden, aber – und das war das wichtigste – im positiven Sinne. Zu der Zeit war das ein interessantes Gesprächsthema, besonders für das einfache abergläubische Volk, das noch nie davon gehört hatte, dass irgendwo ein Gemeindehaus gebaut werde. Ein Bekannter, der zu unserem Bau keinen Bezug hatte, saß irgendwann im Zug und wurde unfreiwillig Zeuge einer hitzigen Diskussion. Die Leute behaupteten, abgesehen von vielen Ammenmärchen, dass wir sogar den Fluss Kuwaj, der drei Kilometer von uns entfernt floss, zu unserer Kirche umgeleitet hätten. Andere behaupteten, wir hätten uns das gesamte Bezirksjahreskontingent an Zement unter den Nagel gerissen und so weiter.

Man denkt unwillkürlich, dass wenn die Behörden unseren Bau nicht gestoppt hätten, dann hätte niemand in unserer Gegend vom Bau des Bethauses erfahren, und vor allem hätte niemand in der atheistischen Sowjetzeit darüber geredet, dass es gläubige Menschen gab, die in jenen Tagen etwas im Namen Gottes taten! Wir hätten ganz bescheiden innerhalb einiger Monate den Bau vollendet und würden dann friedlich unsere Gottesdienste durchführen. Aus diesem Grund dankten wir Gott später noch sehr viel für diesen Baustopp. Wir bekamen dadurch Tausende von Momenten und Gelegenheiten Gott zu bezeugen.

Bei solchen Ereignissen im Leben denkt man an die Kindheit zurück. Wir Dorfjungen waren sehr stolz, wenn wir eine echte Peitsche hatten (um Tiere anzutreiben). Diese musste aus Lederriemen einer bestimmten Länge auf die richtige Weise zusammengeflochten sein und ein Ende aus Pferdehaar haben. Beim Schwingen einer solchen Peitsche gab es einen lauten Knall, wie einen Schuss, den man im ganzen Dorf hörte. Auf diese Weise gab der Hirte früh morgens das Signal, dass das Vieh nun auf die Weide getrieben wurde. Wir Jungen konnten manchmal stundenlang die Peitsche schwingen und knallen und schauen, wer es am lautesten konnte. Wenn es mal jemand falsch machte, dann traf er sich selbst am Körper, und das tat sehr weh. Genauso trafen auch die Atheisten im Laufe der ganzen Geschichte sich selbst, wenn sie mit ihrem lauten Knallen gegen Gott kämpften. Letztendlich erlitten die Gottlosen mit all ihren Versuchen nur Niederlagen. Ihre größte Niederlage wird aber sein, wenn Christus selbst in Herrlichkeit erscheinen wird, als König der Könige; wir jedoch müssen in der Erwartung seiner Wiederkunft viel arbeiten und wachsam sein.

Wenn wir auch davon schreiben, dass es eine große Resonanz und viel Lärm von außen aus der uns umgebenden Welt gab, so fügen uns die finsternen Mächte doch wie immer den größten Schaden zu, wenn es ihnen gelingt, in der Gemeinde unter den Gläubigen von innen her Zweifel, Mutlosigkeit und einen Geist des Richtens und des Widerstands zu säen. Auch hier verschonte uns der Feind nicht. Wie schon weiter oben geschrieben, als es diesen Reinfall vor dem Erhalt der Genehmigung gab, zeigten sich auch sofort Leute, die immer alles besser wussten als die anderen. Sie verurteilten die Verantwortlichen für das Stellen der Anträge, den Ältesten verurteilten sie dafür, dass er die ganze Angelegenheit falsch angefangen habe, die Dirigenten und die Chorsänger dafür, dass sie sich schon viel zu früh auf den Einweihungsgottesdienst vorbereitet hätten und so weiter. In der Regel finden sie für alles fromme Erklärungen, nach dem Motto: „Was wir getan haben, hat Gott nicht gefallen.“ Das waren gewöhnlich Leute, die dachten, sie hätten es sicher besser gemacht, aber nicht einmal den kleinen Finger dafür krumm machen wollten. Sie waren die sehr aufmerksamen Beobachter in der Gemeinde, die dachten, dass alles getan wäre, wenn man ein Lied durchgesungen oder eine Predigt auf

der Kanzel gehalten hätte. Kaum gab es Schwierigkeiten und Widerstand, waren sie sofort mit ihren eigenen Prophezeiungen zu Stelle. Ich schreibe über diese Beobachtungen, weil ich verblüfft darüber war, mit welcher Genauigkeit sich dieses alles im Leben der Gemeinde in Deutschland wiederholte. Genau solche Erscheinungen gab es auch in anderen Gemeinden. Die Taktik Satans bleibt immer gleich: durch stolze, ängstliche und beleidigte Menschen Zweifel und Zwietracht in der Gemeinde säen.

Genauso war es auch dieses Mal. Solange es die Genehmigung gab, lief die harmonische und gesegnete Arbeit, als ob uns alles auf dem Silbertablett serviert wurde, so lange die hohe Leitung uns wohl gesonnen war und die einfachen Dorfgenossen mit uns mitfühlten. In den guten Zeiten waren alle so zufrieden gewesen, aber nun kamen wieder die weisen Propheten an die Oberfläche. Es ist charakteristisch, dass es ähnliche Stimmungen auch unter unseren Bekannten und in den anderen deutschen Dörfern gab. Zwei lange Jahre des Baustopps gaben uns die Möglichkeit, anderen zu helfen. In den deutschen Dörfern hatten zu der Zeit viele die Genehmigung bekommen, Bethäuser zu bauen. Unsere Brüder fuhren mehrfach dorthin, um zu helfen, denn die Gemeinden dort waren klein. Und dort versuchte man ständig, da man die Umstände unseres Baus kannte, uns Ratschläge von der eigenen Perspektive ausgehend zu geben. Andere machten uns Vorwürfe und sagten: „Dann sträubt euch noch ein bisschen weiter.“ So etwas zu hören tat weh.

Damals wussten wir alle noch nicht, dass die Umstände des Baus des zweiten Gemeindehauses in Susanowo und der Widerstand der Regierung, der große Lärm, den es nicht nur innerhalb der Gebietsverwaltung gab, sondern auch in den höchsten Instanzen in Moskau, dem dienten, dass man im Orenburger Gebiet begann, die Gemeinden zu registrieren und ihnen den Bau von Dutzenden von Bethäusern zu genehmigen, darunter auch in Orenburg selbst. Gott gebrauchte wieder einmal die Gemeinde von Susanowo, sich in den Riss zu stellen, um vor der Ausreise nach Deutschland große Freiheit zu schenken und die Möglichkeit, von Gott zu zeugen und das Evangelium zu verkündigen und zu verteilen, wovon Anfang der 1980er Jahre niemand auch nur zu träumen gewagt hätte.

Bis jetzt standen bei uns aber nur die nackten, hoch über das Dorf hinausragenden Wände. Sie standen da wie stumme Zeugen der Arbeiter, die bereit waren, für die Sache Gottes zu arbeiten. Sie predigten wohl viel lauter für die Umgebung, als wenn da ein fertiges Haus gestanden hätte. Wie schon weiter oben beschrieben, kam viel Volk zu uns, da wir eine Brigade mit einer starken Produktion waren, und niemand ließ es sich nehmen, langsam an unserer Baustelle vorbeizufahren. Die Fensterrahmen und Türen waren, wie auch schon weiter oben beschrieben, im Dorf Nr. 2, in Petrowka, bestellt worden. Dort hörte man natürlich von den Umständen auf dem Bau und von der beständigen Forderung, die Wände niedriger zu machen, und wollte von uns wissen, ob man unsere Rahmen zu Ende bauen sollte, oder ob es vielleicht besser wäre, sie zu kürzen. Für uns war die Frage eine weitere Versuchung. Woher sollten wir auch den Ausgang unserer Angelegenheit wissen? Aber wir mussten eine Antwort geben. Wir antworteten im Glauben und in der Hoffnung, dass wir das Bethaus genauso zu Ende bauen würden, wie wir es angefangen hatten. Also sollte alles genauso gemacht werden, wie es bestellt worden war.

Wegen solcher Meinungen zu unserem Stolz wegen des Hausbaus wurde im Tagebuch, das zu der Zeit akkurat geführt wurde, am 19. September 1982 eingetragen: „Wenn unser Hochmut in eben diesem Bau besteht, dann wäre unsere Gerechtigkeit vor Gott ganz groß.“ Denn damals berieten wir uns nicht mit Fleisch und Blut, wie Apostel Paulus sich einmal ausdrückte, sonst hätten wir das Gebäude unbedingt kleiner und niedriger gemacht. Den Verantwortlichen war nur zu gut bewusst, welch eine riesige Arbeit zu tun war und welch ein großer Bau das im Dorf war. Das Volk sagte: „Können wir denn die Hände zurückziehen, wenn Gott uns etwas gibt? Sollten wir uns wirklich vor der Arbeit fürchten? Oder das Kreuz verkürzen? Oder vor den künftigen Generationen die Schuld auf uns nehmen, dass wir das Haus kleiner und niedriger gebaut haben?“ Daran, dass Gott uns geholfen hatte standhaft zu bleiben, dachten wir später jedes Mal mit großer Freude und Dankbarkeit zurück, wenn der Saal schon bei den normalen Gottesdiensten so voll war, dass unsere Brüder jedes Mal Stühle hinaustragen und sie in den Gängen aufstellen mussten.

Zu der Zeit hatten wir noch keine Berühmtheit erlangt. Man verurteilte und beschimpfte uns, und wir baten und stellten Anträge. Es wurde noch ein kollektiver Brief mit schwerwiegenden Argumenten und Bitten geschrieben, darunter waren Hunderte von Unterschriften. Wir warteten mit großer Ungeduld auf die Antwort. In der Zeit hatten wir mehrfach Termine bei den Behörden. Am 24. September 1982, an einem Freitag, wurden wir wieder dorthin bestellt, damit wir, wie sie es ausdrückten, uns mit dem Beschluss des Bezirksexekutivkomitees vertraut machen konnten. Wir waren sehr beunruhigt, was hatte man schon wieder für uns beschlossen? Leider war Abram Neufeld krank geworden und ins Krankenhaus gekommen. Ich musste also allein fahren. Ich hörte mit großer Ungeduld zu, wie der neue Beschluss verkündet wurde. Er setzte die Baugenehmigung in Verbindung mit den erweiterten Befugnissen vom 7. Juni 1982 außer Kraft. Ich dachte augenblicklich bei mir selbst, dass sie doch drei Monate lang alle miteinander gesagt hatten, es habe nie eine Genehmigung gegeben, auch wenn sie es vor sich selbst nicht verbergen konnten, es war ja in allen Protokollen festgehalten worden. Wir wurden weiterhin beschuldigt, dass wir eigenmächtig angefangen hätten zu bauen, und doch war es nach der Meinung des Bevollmächtigten möglich, den Bau auf der Grundlage fortzuführen, dass wir die Erklärung geschrieben und unsere Schuld eingestanden hatten und darum baten, den begonnenen Bau nicht zu zerstören.

Zum Abschluss wurde von uns noch ein Bau- und Kostenplan gefordert. Nach diesen Worten atmete ich erleichtert auf. Mein ganzes Inneres lobte Gott und wollte bald aus mir herausspringen. Nun schien es mir, dass ich den Psalmisten David besser verstehen konnte, wenn er von seinem inneren Drang sprach, Gott zu loben. Es tat mir so leid, dass Abram Neufeld den Beschluss jetzt nicht hören konnte. Wir hatten uns zusammen so viele Vorwürfe anhören müssen, und sie von den Brüdern zu hören hatte besonders weh getan. Wir wussten ja auch selbst nicht immer, ob wir das Richtige sagten oder taten, aber unser Wunsch war immer, für die Sache Gottes zu eifern.

Am nächsten Tag fuhr ich nach Orenburg, ging zu verschiedenen Organisationen und Instanzen und sammelte Informationen darüber, wie und wo man einen Architektenplan erstellen konnte. Das, was ich in Er-

fahrung bringen konnte, war, dass „die Sense wieder auf einen großen Stein gestoßen war“. Wir wurden mit weit aufgerissenen Augen angeschaut, als kämen wir vom Mond, von wegen, wo gäbe es denn so etwas, dass man einen Bauplan für eine Kirche oder ein Bethaus machte, und wenn schon, dann nur auf Geheiß des Gebietsexekutivkomitees. Am Tag darauf fuhren wir wieder in die Gebietsstadt zum Bevollmächtigten und teilten ihm mit, dass keine Organisation einen Bauplan für eine Kirche ohne Befehl vom Gebietsexekutivkomitee machen möchte, und im Bezirk könnten sie sowieso nichts unternehmen. Der Bevollmächtigte begann, mit allen Instanzen herumzutelefonieren und den Stellvertreter zum Beraten durch alle Sprechzimmer zu schicken, und er hörte nicht auf zu telefonieren. Das ging den ganzen Tag so. Niemand konnte so recht den Grund für die Absage erklären. Überall wurde geantwortet, dass man solche Baupläne noch hatte beauftragen müssen. Wir saßen da und beobachteten mit stummer Begeisterung, wie man jetzt beharrlich für uns Anträge stellte. Unsere Herzen begeisterten sich an Gott und an seinen Taten. Vor nicht allzu langer Zeit kochten diese Leute vor Zorn gegen uns, und jetzt stellten sie Anträge für uns.

Wir waren so naiv, dass wir dachten, wir könnten noch im selben Herbst weiterbauen. Aber es ist gut, dass der Mensch hier auf der Erde die Zukunft nicht kennt, sonst hätten wir bestimmt jeglichen Mut verloren. Hätten wir nur gewusst, dass das Stellen der Anträge noch zwei Jahre dauern würde, dass wir noch Hunderte Male nach Orenburg, noch viel öfter in den Bezirk und noch viele Male nach Moskau würden fahren müssen! Der Kolchosevorsitzende drückte sich aus diesem Grund sogar einmal so aus: „Wer wird dir in Zukunft dein Gehalt bezahlen – die Kolchose oder das Bezirkskomitee?“ Und dabei organisierte ich jedes Mal sorgfältig die Arbeit, bevor ich wegfuhr.

Es stellte sich heraus, dass es nicht schwer war, einen Bauplan nach einem fertigen Gebäude zu zeichnen, denn nur das Dach war noch nicht fertig. Dieser Umstand wurde jedoch in einen Hebel verwandelt, um unseren Anbau abzureißen und so weiter. Wir mussten, wie sie sich ausdrückten, unseren Bauplan auf privatem Wege fertigstellen, das heißt, wir suchten uns im Verborgenen einen Architekten, der uns den Bauplan zeichnete. Wir bezahlten ihn natürlich dafür. Dann wurden wir viele Male

vom Bezirk in die Gebietsstadt geschickt und wieder zurück. Es fand sich niemand, um den Bauplan zu beglaubigen. Dann wurde der Plan noch zweimal geändert, und ständig gab es die Forderung, das Gebäude zu verkleinern und den Anbau abzureißen. In der Zeit des Anträgestellens trafen wir uns oft mit vielen Spezialisten. Sie gaben uns den Tipp, dass die Bühne in Kulturhäusern nicht in der Saalfläche eingerechnet wurde. Das bedeutete, dass die erhöhte Fläche für den Chor bei uns auch nicht in die Saalfläche eingerechnet werden musste, das waren also schon minus 70 Quadratmeter. Genau dieselbe Fläche von 70 Quadratmetern konnte für die Garderobe abgezogen werden, über welche wir noch einen Balkon bauten, was auch nicht in die Saalfläche eingerechnet wurde. Im Endeffekt blieben uns für den Saal unsere 200 Quadratmeter. Wir wandten, wie man uns in Moskau auf den Gedanken gebracht hatte, salomonische Weisheit an. Aus dem Anbau, in dem sich zuerst der Eingang und die Garderobe befinden sollten, wurde ein offener Eingangsbereich, eine Terrasse. Für uns wurde ein Bau- und Kostenplan erstellt, wegen dem wir auch noch lange wirken und warten mussten.

Das Haus wird zu Ende gebaut!

16. Dezember 1983. Endlich kam der langersehnte Bescheid. Wir bekamen einen Brief aus der Gebietsverwaltung mit einer Kopie eines Auszugs aus dem Beschluss des Rats für religiöse Angelegenheiten zur Genehmigung für die Verlegung und Vergrößerung des Bethauses im Dorf Susanowo vom 23. November 1983. Mit dieser freudigen und langersehnten Nachricht ging ich sofort zu Abram Neufeld. Der Winter hatte schon lange seine Herrschaft angetreten, alles war mit tiefem Schnee bedeckt. Als ich an unserer Baustelle vorüberging, bog ich wie so oft dort ein. In mir regte sich der Wunsch, ganz besonders jetzt in den Wänden des hier entstehenden Gebäudes Gott zu loben. Drinnen lag eine ebene Schicht Schnee, die bis über die Knie reichte. Nur ein enger Pfad führte nach vorn zu dem Ort, wo die Kanzel stehen sollte. Man sah, dass an diesem Platz jemand gebetet hatte, dass hier eine stille Kammer fürs Gebet gewesen war. Unwillkürlich fiel mir ein, wie im Sommer unser erster Ältester, der Senior Jakob Rempel, aus Kirgisien zu Besuch gekommen war. Zu Besuch im Dorf war auch Jakob Kehler gewesen, der mit

Abram Neufeld zusammen nach Sibirien verbannt worden war. Sie als Patriarchen waren zu einer der Säulen getreten, hatten ihre grauen Häupter geneigt und aus tiefstem Herzen zum Allmächtigen gebetet. Ich hatte damals noch gedacht, dass dieses Gebet unbedingt erhört werden würde.

Und nun war der gesamte Bau von Schnee bedeckt, wie von einer weißen Tischdecke. Die nackten hohen Wände schienen die blaue Kuppel des Himmels mit seinen tieffliegenden Wolken abzustützen, als ob der Himmel diesem Gebäude als Dach diente. Die Wände standen schon den zweiten Winter so und zeugten von den Werken Gottes. Um die Wände herum stand ein hohes Baugerüst. Es sah aus, als ob die Arbeiter vor kurzem erst hinabgestiegen und plötzlich irgendwohin fortgegangen seien. Dort lagen noch unbenutzte Ziegel und irgendwelches Werkzeug, und Mörteleimer standen noch da. In manchen von ihnen waren noch Mauerkellen liegen geblieben. Vom Baugerüst hingen noch Seile nach unten, mit denen man die Ziegel und den Mörtel nach oben gezogen hatte. Es schien, als ob man nur die weiße Tischdecke herunterziehen müsste, und die Arbeit würde genauso weitergehen wie vorher.

Wir beschlossen, die Weihnachts- und Neujahrfeiertage zur Ehre Gottes ohne Hektik um den Bau zu verbringen, und dann mit Gottes Hilfe an die Vorbereitung des Baus zu gehen. Am 21. Dezember hatten wir eine Gemeindemitgliederversammlung, die letzte in diesem Jahr. Sie war sehr herzlich und von Dank erfüllt. Jeder wollte sich geistlich reinigen, um Gott an den Weihnachts- und Neujahrfeiertagen würdig verherrlichen zu können. Der Herr machte unsere Freude vollkommen und krönte sie mit seinem Segen. Während der Festtage bekehrten sich viele Kinder und Jugendliche. Wir waren erfüllt von unaussprechlicher Freude und Hoffnung für das neue Jahr 1984.

Mitte Januar beschloss ich, früh morgens wieder zum Vorsitzenden zu gehen. Nach all den Stürmen musste man das Verhältnis zu ihm wiederherstellen. Uns stand noch sehr viel Arbeit bevor, und wir würden dabei noch sehr oft seine Hilfe brauchen. Natürlich machten wir uns Sorgen darum, wie man uns jetzt behandeln würde. Wie würde er mich jetzt empfangen? Als ich in sein Sprechzimmer trat und grüßte, stand der Vorsitzende hinter seinem Tisch am anderen Ende des langen Raumes auf, kam mir entgegen und streckte mir schon von weitem die Hand zur

Begrüßung hin. Für mich kam das sehr unerwartet. Mir schoss sofort der Gedanke durch den Kopf, dass Gott uns in unserer Angelegenheit schon wieder segnete. Als ich ihm die Hand drückte, sagte ich, dass ich gekommen sei, um ihn an unserer Freude teilhaben zu lassen – wir hätten die Baugenehmigung bekommen, obwohl mir natürlich klar sei, dass er wahrscheinlich noch vor uns davon erfahren habe, ich ihm aber dennoch persönlich von uns allen Aufmerksamkeit zollen wollte. Dieses Mal bat er selbst um die Genehmigung und las sie sehr aufmerksam durch. Ich brachte ihm unsere Bitte vor, dass wir auch in Zukunft die Hilfe der Kolchose brauchen würden. Er antwortete vielsagend: „Also wenn wir schon geholfen haben, als es noch keine Genehmigung gab, dann doch erst recht jetzt!“

Wir waren alle über die Maßen dankbar, weil wir sahen, wie Gott uns zur Seite stand, und machten uns mit neuer Begeisterung an die Arbeit. Es schien wieder, als ob uns alles wie auf einem Silbertablett serviert wurde. Wir durften nur nicht faul sein, sondern sollten uns bedienen. Uns wurde auf einmal mitgeteilt, dass es in der Bezirksorganisation KBO verzinktes Blech für das Dach gebe. Ich hatte vorher und auch später nie davon gehört, dass so etwas im Bezirk in den Verkauf kam. Wir zweifelten zuerst ein wenig, aber dann kauften wir gutes verzinktes Blech für das ganze Dach, 286 Quadratmeter, obwohl wir vorher schon für das ganze Dach einfaches Blech gekauft hatten (das verkauften wir danach). Peter Dick organisierte den Kauf von 20 Tonnen Marmorgranulat. Gleichzeitig gelang es uns, Zement zu kaufen. Wir kauften auch ständig die immer noch benötigten Ziegel. Wenn es die Möglichkeit gab, kauften wir auch Holz. Wir konnten in Orenburg einen ganzen Waggon davon kaufen und es herüberbringen. Das war immer mit Schwierigkeiten verbunden, denn die Entfernung betrug immerhin 150 Kilometer, aber für ein Haus wie das unsere wurde sehr viel Holz benötigt.

Wir bemühten uns, mit großem Fleiß alles nötige Material zu besorgen, das man wieder von allen Ecken und Enden herübertransportieren musste. Die Glaswolle mussten wir in Kujbyschew und Otradnoje kaufen, was anstrengend für unsere Fahrer war, besonders Johann Rempel machte mehrere Touren, ohne Schlaf und ohne Ruhe, um in kürzester Zeit alles zur Baustelle zu transportieren. Abgesehen davon, dass wir für



Peter Kehler, Abram Willer und Willi Dick schweißen den Heizkessel

das Baumaterial sorgten, bauten wir auch spezielle Hebevorrichtungen für die Arbeit in der Höhe, weil wir damit rechneten, dass durch sie später unsere Arbeit bedeutend einfacher und schneller werden würde. Wir bauten auch Bänke, dafür wurden aus Rohren Bankgestelle gebogen und geschweißt, damit sie später keine Zeit in Anspruch nahmen, und genauso fertigten wir schon einen Heizkessel für das Haus an.

Den ganzen Winter über machten wir beharrlich vorbereitende Arbeiten. Die Schmiede und die Dreherei waren ständig beschäftigt. Johann Töws, unser Schmied, fertigte Hunderte von Bolzen für die Dachsparren an. Wir mussten alles bis zur letzten Kleinigkeit zum Baubeginn vorbereiten, damit die Arbeit später möglichst schnell voranging. Uns wurde eine Bedingung gestellt: zuerst das alte Bethaus abzureißen und dann erst das neue Haus weiterzubauen. Das bedeutete, dass wir eine Zeit lang keine Gottesdienste haben würden. Darum erbaten wir beim Dorfrat die Erlaubnis, am 8. März, einem Feiertag, vorbereitende Arbeiten auf der Baustelle durchführen zu dürfen. Bis zu dem Zeitpunkt hatten wir den Bau nicht angerührt. Im März arbeiteten die Leute intensiv. Eine Grup-



Der Schmied Johann Töws fertigt Bolzen für die Dachsparren

pe räumte den Schnee aus dem Gebäude, eine andere schnitt mit Anleitung von P. Isaak die Säulen zurecht und bereitete die Sturze vor, auf denen das Dach lagern sollte. Die dritte Gruppe arbeitete in der Schmiede, und die größte Gruppe lud Holz auf Traktorschlitten und brachte es nach Chutorka zum Schneiden. Dort wurde es zwei Tage lang gesschnitten und sofort wieder nach Hause gebracht. Innerhalb von zwei Tagen wurde sehr viel Arbeit erledigt. Alles war für die Fertigung der Dachsparren bereit. Natürlich gab es auch wieder Unruhe, denn ein solcher Arbeitsumfang musste ja die Gegner auf den Plan rufen, trotz der Erlaubnis vom Dorfrat. So war es dann auch: aus der



Während die Männer am 8. März intensiv arbeiteten, hatten ihre Kinder großen Spaß am tiefen Schnee



Zur Tradition gehörte auch der Abschied vom Winter am 8. März mit einem Schlittenzug für Kinder, angeleitet von Nikolai Dick

Orenburger Gebietsverwaltung und aus dem Bezirk kamen Beamte, um uns zu kontrollieren, aber sie ließen sich damit zufriedenstellen, dass wir den Dorfrat in Kenntnis gesetzt hatten und nur vorbereitende Arbeiten für die Dachmontage machten. Sie rieten uns noch, eine schriftliche Erklärung zum Beginn der Arbeiten in den Bezirk zu schicken, und dann fuhren sie weg.

Ende März waren alle Sparren vorbereitet. Diese große Arbeit hatten Willi Dick, Jakob Wiebe, J. Wieler, J. Pries, D. Teichrib und einige Rentner auf sich genommen. Alles war für den Beginn der Arbeiten auf dem unterbrochenen Bau vorbereitet. Die Zeit drängte sehr. Man musste es bis zum Hochwasser schaffen, die schweren Sparren nach oben zu befördern, sonst würde der Kran nicht mehr über die Brücke fahren können. Während des Hochwassers waren wir immer von der Außenwelt abgeschnitten. Am Samstag, dem 31. März, wurde bekanntgegeben, dass wir am Sonntag zum letzten Mal das Abendmahl im alten Haus feiern würden. Wir würden aber auch einen Dankgottesdienst, ein Dankfest, für das alte Bethaus feiern, in dem wir in den letzten neun Jahren so viel



Die intensive Arbeit am Dach wird durch einen Kran
unterstützt, den von Johann Töws bedient wird

Segen erlebt hatten. Am Montag, dem 2. April, wollten wir anfangen, das alte Haus abzureißen und gleichzeitig das neue zu bauen. Alle Rentner, Kinder und Jugendlichen wurden für den Abriss des alten Hauses eingeteilt, die Hauptkraft konzentrierte sich jedoch auf den Neubau. Das Dankfest war sehr emotional und rührend. Es gab viele Erinnerungen an alles Gute, das wir in diesem Haus erlebt hatten, und daran, dass Gott nicht müde geworden war, uns mit seiner Fürsorge zu segnen und uns die Möglichkeit zu geben, ein großes Haus zu bauen.

Am 2. April 1984 wurden die letzten Vorbereitungen getroffen. Zu unserer großen Freude bekamen wir einen Kran, aber nur für einen Abend. Nach der Arbeit kam J. Töws damit zur Baustelle. Es wurden sofort große Scheinwerfer aufgestellt, denn wir wussten, dass die Arbeit sich bis spät in die Nacht ziehen würde. Es war erfreulich, von oben zuzuschauen, wie die Arbeit lief. Die Leute arbeiteten wie in einem aufgescheuchten Ameisenhaufen, aber jeder wusste, was er zu tun hatte. Die Hammer- und Axtschläge, die Sägen und die lauten Gespräche der Leute waren bis ein Uhr nachts im ganzen Dorf zu hören. Von der Seite sah das aus wie eine helle,



Wenn der Fluss Hochwasser führte, musste man ihn
über eine Hängebrücke überqueren



Einmal kippte der Milchtanklaster beim Versuch, eine Brücke zu überqueren, um.
Er wurde mit großer Mühe und mit Hilfe zweier Traktoren wieder herausgezogen.

lebendige Lichtwolke mitten im Dorf, auf dem die Arbeit brodelte. Viele gingen in dieser Nacht nach draußen, um zu sehen und zu hören, was für ein ungewöhnliches Treiben das war. Und Abram Wieler, unser Fotograf, nahm diesen Abend sogar auf Tonband auf. Zum Abschluss, als alle Sparen aufgebaut und befestigt waren, sang ein großer Männerchor mitten in der Nacht das russische Lied: „Wir gehen mutiger auf dem Lebensweg voran, wenn wir Jesus vertrauen.“

Wie wir später erfuhren, kamen auch unsere Gegner nach draußen, um zu hören und zu sehen, was da bei uns vor sich ging. Sie wurden unfreiwillige Zeugen dessen, wie Menschen mit Freuden für Gott arbeiteten und ihm ein Haus bauten, ungeachtet des Frosts, der Müdigkeit und der dunklen Nacht und so weiter. An den restlichen Abenden in dieser Woche arbeiteten wir immer bis 12 Uhr nachts, und das mit wachsender Geschwindigkeit. Wir wollten in einer Woche schaffen, dass es keinen Durchzug mehr gab. Am Sonntag um drei Uhr nachmittags sollte der erste Gottesdienst im neuen Bethaus stattfinden. Wir mauerten noch die Fassade hoch, die wir offen gelassen hatten, damit der Kran hineinfahren konnte, wir stellten die Deckenverkleidung fertig, bauten die Fenster ein und verglasten sie, und die Türen verhängten wir mit Vorhängen.

Die Eintragung im Tagebuch vom 8. April 1984 besagt: „Der Herr hat Großes an uns getan!“ Man kann auch nur so etwas ausrufen, wenn man auf die sechs Tage Arbeit zurückschaut, die so von Gott gesegnet waren. Am Sonntag, dem 8. April, war es genau einen Monat her, dass wir uns das erste Mal wieder auf der mit Schnee verschütteten und lange Zeit durchgefrorenen Baustelle eingefunden hatten. Und nun kamen um drei Uhr von allen Ecken und Enden des Dorfs Gruppen von Menschen zur Baustelle, aber nun schon nicht mehr zum Arbeiten. Festlich angezogen füllten Jung und Alt an diesem Nachmittag die Straßen. Der Zeitpunkt war deswegen auf den Nachmittag gelegt worden, weil es da am wärmssten war. Morgens und nachts gab es starken Frost. Obwohl der Frühling schon merklich anbrach, lag der Schnee immer noch wie unberührt da. Er war nur etwas dunkler geworden, und stellenweise gab es schon schneefreie Stellen. Der Tag war etwas düster, und es wehte der übliche kalte Frühlingswind. Das Volk beschauten still, aber mit merklicher Neugierde das Gebäude, das sich innerhalb einer Woche so verändert hatte.

Diejenigen, die hier jeden Tag gearbeitet hatten, schauten mit Begeisterung auf die getane Arbeit, aber schon von einer anderen Seite. Als die Menschen von draußen in das geschlossene, windgeschützte riesige Gebäude eintraten, schauten sie sich schweigend um und schlossen sich der schon dort stehenden Versammlung an.

Es war eine verzückte Ehrfurcht zu spüren, niemand wollte reden. Jeder war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Manche versuchten vielleicht, sich vorzustellen, wie dieser Saal im fertigen Zustand aussehen würde, und die anderen sahen vielleicht, wie viel Arbeit noch vor uns lag. Die Chorsänger stellten sich vorne auf und drehten sich mit den Gesichtern zu den Zuhörern. Alle waren winterlich angezogen, und nur für ein paar ältere Leute waren Stühle organisiert worden. Alle anderen standen. In so einer ungewöhnlichen Situation stiegen das Lob und die Verherrlichung Gottes besonders beseelt empor, und auch die Predigten schienen besonders zu sein. Auf diese Weise wurden die Gottesdienste bis zur Einweihung durchgeführt. Jeden Samstag wurde nach Einbruch der Dunkelheit der Platz für die Bänke freigeräumt, danach wurden am Sonntag die Bänke wieder fortgeräumt.

Jetzt war unser einziges Streben, unser Wunsch, das Dach bis zur Aussaat fertigzustellen. Jeder tat, was er konnte. Die eine Gruppe reichte den Wärmedämmstoff an, die andere befestigte ihn, und die dritte Gruppe verlegte die Dachlatten. Gleichzeitig wurden Blechlamellen vorbereitet, die man genauso ganz in die Höhe befördern musste. Dort verlegten zwei Gruppen auf beiden Seiten des Dachs Blechplatten und befestigten sie. So setzten wir die Arbeit jeden Tag im Schein vieler Lampen bis 12 Uhr nachts fort, und am Ende erklangen an diesem Ort immer einmütiger Gesang und ein Dankgebet. Unser Wunsch wurde erfüllt. Wir stellten das Dach bis zur Aussaat fertig, ja sogar noch früher, vor Ostern, am 22. April. Wieder hatten wir einen Grund zu großer Freude und zum Feiern! Wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf all die Sorgen und Arbeit lenken würden, die in diesen Jahren investiert worden waren, dann würde unser Blick unbedingt auch darauf gelenkt werden, wie viele Dankgottesdiensste, wie viele Taten des Glaubens und Vertrauens auf Gott unsere Gemeinde geformt hatten.

Im Tagebucheintrag vom 12. Mai 1984 steht folgender Wunsch: „Wenn wir nur genauso hell und hoch erhöht dieser Welt leuchten könnten, wie unser Haus in jenen Nächten im Schein der hellen Lampen leuchtete.“

Nach der Aussaat wurden alle Brüder versammelt, um aufs Neue in Brigaden und für Arbeiten eingeteilt zu werden, damit jeder seine angefangene Arbeit machen konnte. Es wurden zwei Brigaden für die Innenausbauarbeiten organisiert, die sich täglich bei ihrer Arbeit abwechselten, zwei Brigaden, die sich mit den Kellerräumlichkeiten beschäftigten, zwei Brigaden für die Terrassenarbeiten, zwei Brigaden für die Heizraumarbeiten, zwei Brigaden für die Arbeiten am Balkon über der Garderobe und eine Elektrikerbrigade. Diese Brigaden brachten ihre Objekte in einen nutzbaren Zustand. Und wenn es nötig war, wurden Arbeiten auch von allen gemeinsam erledigt.

Keiner von uns dachte, dass es so viel Arbeit geben würde. Später wurde uns von Spezialisten gesagt, dass für die Innenausbauarbeiten normalerweise 75% der Gesamtzeit eingeplant würden. Einige von uns zeigten Ungeduld, sie meinten, man könnte einige Dinge einfacher machen oder sogar ganz weglassen. Nach der Einweihung kam ein sehr geachteter Bruder zu mir, entschuldigte sich und sagte: „Ich habe mit ganzer Macht versucht etwas zu finden, was in diesem Haus zuviel oder unnötig ist, habe aber nichts gefunden.“ Zu der Zeit, als diese Arbeiten liefen, kamen auch die Behörden noch einige Male, und jedes Mal legten sie es darauf an, uns irgendwie zu schikanieren.

Einmal kam eine besonders große Kommission aus Moskau, aus der Gebietsstadt, darunter auch Ipatow, Leute aus dem Bezirk und unsere örtlichen Behörden. Sie jagten uns wieder einen ordentlichen Schrecken ein. Sie hatten besonders daran etwas auszusetzen, dass wir unter der Terrasse eine moderne, beheizte Sanitäranlage bauten. Wir konnten es uns nur so erklären, dass man in der ganzen Umgebung in den Schulen, Klubs und Büros bei Wind und Wetter nach draußen zur Toilette ging und dass man es doch nicht zulassen konnte, dass der Fortschritt bei den Gläubigen anfing. Zu allen Vorwürfen und der Unzufriedenheit sagten wir nur: „Wir richten uns streng nach dem Bauplan.“ Und gleichzeitig waren wir sehr beunruhigt: „Was wird es jetzt wieder geben? Was wollen sie von uns? Oder beschweren sich unsere Widersacher ständig über

uns?“ Zu unserer Freude glätteten sich die Wogen. Nur als es viel Arbeit für die Frauen gab, stürzten sie sich wieder auf uns wie die Geier: „Warum wird hier in der Arbeitszeit im Bethaus gearbeitet? Sie sollen lieber in der Kolchose arbeiten gehen!“ Und so weiter.

Trotz des starken Widerstands ging die Arbeit langsam dem Ende zu. Besonders viele Sorgen und Diskussionen gab es wegen der Vorderwand hinter der Chorbühne. Man konnte sie nicht einfach so lassen. Die riesige Fläche über die 14 Meter Breite hätte ausgesehen wie eine Fabrikwand. Man hätte sie mit Bibeltexten und einzelnen Bildern oder architektonisch mit Säulen, Arken und Wandfriesen ausgestalten können, aber dafür hätten wir Fachleute gebraucht. Und wieder fand sich wie durch ein Wunder ein Ausweg. Einige unserer Männer von der Baubrigade, Peter Thiessen und sein Bruder David, Johann Schellenberg und Johann Wieler, arbeiteten in Sorotschinsk, wo sie einen Künstler kennenlernten. Sofort entstand die Idee, die massive Wand durch ein Bild sanfter zu gestalten, damit die Zuhörer nicht zwei Stunden lang eine Wand anschauen müssten, die Wand sollte auf diese Weise optisch in die Ferne rücken. Wir suchten lange nach einem Motiv, zogen biblische Themen oder Beispiele in Betracht, die Christus selbst nutzte, als er das Volk lehrte, oder Szenen aus der Natur – Wasser, Berge, die Erde, grüne Vegetation, den Himmel und so weiter, aber ohne Menschen, Bauwerke oder menschliche Objekte, um die Zuhörer nicht abzulenken.



Susanne Dick

Wir konnten uns bis zum letzten Moment für nichts entscheiden. Der Künstler war schon im Haus, vermaß die Wand und besichtigte den Saal. Wir waren aber immer noch unschlüssig. Auf einmal kam meine Mama Susanne Dick (geb. Schwarz) mit einer Postkarte zu uns und sagte: „Hier ist eine schöne Postkarte. Jascha hat sie aus Deutschland geschickt.“ Die Postkarte gefiel allen sofort. Es war für uns ein Geschenk des Himmels. Später dachte ich noch darüber nach, mit welcher Aufmerksamkeit meine Mutter an unseren

Nöten und Problemen Anteil nahm, dass das Bethaus auch Thema ihrer Gebete war, denn alle Ereignisse um den Bau spielten sich vor den Augen meiner Eltern ab, auf ihrem Hof. In ihrem Herzen verstand sie, wie nötig das Bethaus war. Wie oft hatte sie selbst mit Freuden die Versammlungen in ihrem Haus aufgenommen. In den Baujahren befand sich ihr stilles Gebetskämmerlein in Wänden, die da aufgebaut wurden.

Auch dem Künstler gefiel das Bild sehr. Wir mussten vorbereitend sehr genau und in einer bestimmten Ordnung Pressplatten an der Wand befestigen und sie dann wieder abnehmen und nach Busuluk bringen, was 150 Kilometer von uns entfernt war, denn nur dort fand sich ein Saal, in dem so ein riesiges Bild gemalt werden konnte. Nach einigen Monaten war es fertig. Wir nahmen es wieder auseinander, brachten es nach Hause und befestigten es an der Wand.

Ein riesiger Fluss floss über die ganze Breite der Wand dem Publikum entgegen. Von den ergrünenden Ufern, die von großen Bäumen umrahmt waren, erhoben sich allmählich in immer weiterer Ferne mächtige Berge. Über ihnen in der Höhe hinter dem Horizont war der endlose Himmel. Vor dem Hintergrund des endlosen Himmels schwebte in Deutsch der Spruch: „Ehre sei Gott in der Höhe!“ Wir wollten einen Leitvers haben, in dem die Ehre Gott allein gegeben wurde. Wir wollten mit diesem Bild ausdrücken, dass unsere Gemeinde geistlich gegen den Strom schwimmen sollte, wie in Psalm 121, 1 beschrieben: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen. Woher kommt mir Hilfe?“ Unten, wo der Wasserfall abgebildet war, schrieben wir folgenden Vers hin: „Siehe, es ist Zeit, den Herrn zu suchen“ (Hosea 10, 12), denn wenn wir uns nicht gegen den Strom in Richtung der Berge bewegen würden, würden wir in die Tiefe des Wasserfalls fortgerissen.

Mit großer Anstrengung beendeten wir die Arbeiten bis zur Einweihung, die für den 9. Dezember 1984 geplant war. Es war schon tiefer Winter. Und schon am Tag vor dem Fest kam eine Menge Volk. Bis dahin war es den Brüdern aus Moskau nicht erlaubt gewesen, zu uns zu kommen, und jetzt kam A. E. Klimenko, der Ehrenvorsitzende des Gesamtsowjetischen Rats der Evangeliumschristen-Baptisten selbst. Es war sein dritter Versuch, die Gemeinde in Susanowo zu besuchen. Dieses Mal war er erfolgreich. Einmal hatte man ihn bis nach Chutorka, zu unserem

Dorfrat, gebracht, aber nach Susanowo wurde er nicht gelassen. Er konnte nur einen Blick von Weitem, vom Berg aus, auf Susanowo werfen. Man kann sich vorstellen, in welchen kalten, eisernen Krallen die Gläubigen von Orenburg gehalten wurden. Das war sein zweiter Versuch, nach Susanowo zu kommen. A. E. Klimenko liebte unser mennonitisches Volk. Er kannte die Geschichte sehr gut und wusste, dass die Deutschen viel für die baptistischen Brüder und ihre Belebung und Erweckung in Kujbyschew getan hatten. Den ersten Versuch hatte er noch im Jahr 1964 unternommen. Er wollte nach Susanowo zur Beerdigung J. Köhns kommen. Klimenko war ein sehr guter Freund von dessen Sohn Johann Köhn, der als Ingenieur in Kujbyschew arbeitete. Als ehemaliger Ältester im Gebiet Kujbyschew wurde ihm erlaubt, nach Orenburg zu fahren, um dort eine Genehmigung für eine Reise nach Susanowo beim Bevollmächtigten zu bekommen, aber er bekam dort eine kategorische Absage. Welch eine grausame Zeit waren die 1960er Jahre, ja und nicht nur jene Jahre.

Schon in den Jahren der Perestroika wandte sich ein Mann an die Orenburger Behörden, um etwas über das Schicksal seines Vaters zu erfahren, der 1937 weggenommen worden war, worauf man ihm antwortete: „Wenn du noch lange fragen wirst, kommst du auch dorthin.“ In Moskau wurde diesem Mann gesagt: „Fahr zurück, man wird dir alles geben, die Perestroika ist noch nicht bis dorthin vorgedrungen.“ Und so musste man hier bis zum Ende die elementare Gerechtigkeit erzwingen.

Außer Klimenko kamen noch viele andere Gäste und Diener: aus Kujbyschew der ehemalige Älteste über drei Gebiete W. F. Serpewskij, aus Orenburg P. Ens, und sogar die Dirigenten aus Kant (Kirgisien) W. A. Dratschjow und J. Peters und andere. Als erstes wurde nach einer langen Arbeitsphase die Gebetsstunde auf den Samstag gelegt. Es ging nämlich schon neun Monate so, seit April, dass es nur einen Gottesdienst am Sonntagnachmittag gab, auf dem Höhepunkt des Bauens inmitten all des Mülls. Darum war dieser Gottesdienst besonders andächtig, er fand schon im weiten, gemütlichen Saal statt, auf bequemen Bänken. Wir hörten den Gästen aufmerksam zu. Ihre starken Predigten regten uns noch mehr dazu an, dankbar zu sein und besonders für die Einweihungsfeier zu beten.



In der heißen Phase des Bauens wurden die Gottesdienste
inmitten des Mülls durchgeführt

Am Samstagabend vor dem Fest eröffnete P. Ens den Gottesdienst mit einer Lesung aus Matthäus 5, 6: „Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit; denn sie sollen satt werden.“ W. F. Serpewskij sprach in seiner Predigt über das Wort aus 1. Samuel 7, 12: „Bis hierher hat uns der HERR geholfen.“ Die Abschlusspredigt brachte A. E. Klimenko über den Text aus Apostelgeschichte 9, 36-42 und betonte dabei besonders die Taten der Barmherzigkeit.

Am 9. Dezember 1984 fing morgens früh die langersehnte Bethauseinweihungsfeier an. Das Bethaus stand nun leicht erhöht mitten im Dorf. Man vermutet, dass seinerzeit an genau diesem Ort der Dorfgründer und seine Familie in der offenen Steppe ihre Knie gebeugt und um Segen gebetet hatten.

Es war noch dunkel, aber die Autos mit den Gästen, der Großteil davon kam aus den deutschen Dörfern, kamen eins nach dem anderen am Bethaus vorgefahren. Der Saal füllte sich sehr schnell. Der große Chor von etwa hundert Leuten lobte Gott mit lauter Stimme. Die lieben Gäste,



A.E. Klimenko predigt bei der Einweihung des Versammlungshauses in Susanowo

die sonst selten da waren und von denen viele schon am Samstag zum Gottesdienst gekommen waren, besetzten alle Plätze auf der Bühne hinter der Kanzel. Es gab auch viele Gäste, die sonst nicht zum Gottesdienst gingen. Dieses Mal erfreuten uns auch Besucher aus dem Bezirksexekutivkomitee. Wir machten uns schon keine Sorgen mehr darüber, mit welcher Absicht sie gekommen waren, wir wussten nur, dass sie das Wort Gottes hören würden, und dieses kehrt nicht leer zurück. Der Gottesdienst wurde feierlich mit Psalm 111 eröffnet: „Halleluja! Ich danke dem HERRN von ganzem Herzen im Rate der Frommen und in der Gemeinde. Groß sind die Werke des HERRN; wer sie erforscht, der hat Freude daran.“ Viele Brüder brachten Grußworte, die sich abwechselten mit dem Gesang des Chors und von Duetten und mit Gedichten, die rezitiert wurden. In den Pausen und vor Beginn der Gottesdienste spielten abwechselnd unsere Orchester. Besonders rührend und beeindruckend war es, als die ganze Versammlung aufstand und sieben Brüder mit erhobenen Händen beteten und für das geschenkte Haus dankten. Das wichtigste war aber, dass sie darum bat, dass das lebendige Haus, die Gemeinde Christi weiterhin wachsen und gebaut werden möge. Der erste Bruder von links war



Auf der Kanzel steht unser geliebter alter Ältester Jakob Rempel



Das apostolische Gebet der Brüder bei der Einweihung des Bethauses.

Daniel Janzen aus Donskoje. Der zweite war V. F. Serpewskij, der Älteste aus Kujbyschew. Der dritte war Jakob Rempel, unser erster Ältester bei der Gründung der Gemeinde, der aus Kirgisien zu Besuch gekommen war. Der vierte war der Älteste unserer Gemeinde Abram Neufeld. Der fünfte war A. E. Klimenko aus Moskau, der Ehrenvorsitzende des Gesamtsowjetischen Rats der Evangeliumschristen-Baptisten. Der sechste war J. Kehler, der gemeinsam mit Neufeld nach Sibirien verbannt worden war, wonach er nach Fergana gezogen war. Der siebte war P. Ens, der Älteste aus Orenburg. Für uns kam ein unvergesslicher Moment und eine Stunde von großer Begeisterung und tiefer Ergriffenheit vor Gott. Wie viele Schwierigkeiten lagen hinter uns, und endlich war die Arbeit vollendet! Es waren etwa tausend Menschen gekommen, um sich mit uns zu freuen und den Herrn anzubeten. Welch eine Freude wird das aber erst sein, wenn unsere irdische Arbeit beendet ist und wir im prunkvollen Himmelssaal ewig den Schöpfer anbeten werden!

Psalm 145, 2-5 besagt: „Ich will dich täglich loben und deinen Namen rühmen immer und ewiglich. Der HERR ist groß und sehr zu loben, und seine Größe ist unaufzuforschlich. Kindeskinder werden deine Werke prei-



Der Chor, der Gott am Tag der Einweihung des Bethauses verherrlichte.
Vorne: der Älteste Abram Neufeld und der Diakon Jakob Wiebe.

sen und deine gewaltigen Taten verkündigen. Sie sollen reden von deiner hohen, herrlichen Pracht und über deine Wunder nachsinnen.“ Nun kam die Zeit, darüber nachzudenken, wie wunderbar Gott uns aus allen schwierigen Situationen herausgeführt hatte. Mir kommt da diese Nacht in Erinnerung und die Situation, aus der es scheinbar keinen Ausweg gab und die Frage an Gott: „Wie wirst du uns aus dieser Lage befreien?“ und das wunderbare, ermutigende Lied: „Ich werde dich noch preisen“. Jetzt kam wirklich die Zeit des Preisens! Wie sehr hatte Gott uns gelehrt unsere Wege und Angelegenheiten ihm anzuvertrauen! Er hatte uns gelehrt, geduldig darauf zu warten, wie er unsere Sache hinausführen würde! Wie stark hatte er in uns den Glauben verwurzelt, uns gelehrt, finanzielle Mittel und Zeit zu opfern und wie viele Menschen für die Arbeit inspiriert.

Bei der Gemeindemitgliederversammlung, die vor diesem Fest stattgefunden hatte, sprach J. Letkemann auf sehr rührende und beeindruckende Weise über die Arbeit für Gott. Er ließ schweigend seinen fragenden Blick über die erwartungsvolle Gemeinde wandern und sagte dann: „Das Haus ist fertig! Wer die goldene Bauzeit verpasst und wenig gearbeitet hat, für den ist es jetzt zu spät – das Haus ist fertig!“

Nun lag das alles hinter uns, und wir feierten sorglos. Mittags machten wir eine Pause von eineinhalb Stunden. Wir teilten die ganze Menschenmenge auf und nahmen sie zum Mittagessen mit in unsere Häuser, worauf sich unsere Hausfrauen schon im Voraus gründlich vorbereitet hatten. Jeder Hausherr trug die Verantwortung für seine Gäste, damit diese nach der Pause rechtzeitig und satt wieder zum Gottesdienst kämen. Das Programm war so vielfältig, dass das Fest bis zum Abend dauerte.



Der fertige Saal: Blick in Richtung der Kanzel



Blick von der Kanzel auf den Saal und den Balkon,
dessen Aufgang verschlossen werden konnte